

Zürcher Journalistenpreis 23

Peter Haffner

Preis für das Gesamtwerk

Adrienne Fichter und Ivan Ruslyannikov

Yandex – ein Tech-Unternehmen
kreiert Zombies

Janique Weder

Bogotá einfach

Sarah Serafini

Das vernichtete Leben der Fulya Demir

Matthias Venetz

Die leeren Kinderbetten von Lommel
(Newcomer-Preis)

Der Zürcher Journalistenpreis

Es gibt nicht wenige Medienpreise in der Schweiz. Kaum einer aber hat eine so lange Tradition wie der Zürcher Journalistenpreis, den der Zürcher Presseverein ins Leben rief und 1981 erstmals verliehen hat. Trägerin ist heute die Stiftung Zürcher Journalistenpreis. Ihr Zweck ist es, über die Ausschreibung und Vergabe eines Preises einen Beitrag zur Förderung der journalistischen Qualität zu leisten. Die Prämierung von herausragenden Arbeiten soll Journalistinnen und Journalisten ermutigen, ihre unter immer anspruchsvolleren Bedingungen zu leistende Aufgabe inhaltlich wie auch stilistisch auf hohem Niveau zu meistern und journalistische Werke zu schaffen, die über den Tag hinaus in Erinnerung bleiben. Eine unabhängige, siebenköpfige Jury aus Journalisten und Publizisten begutachtet die eingereichten Arbeiten, die in Produkten von Medienunternehmen in der Deutschschweiz erschienen sind. Die Auswahl erfolgt in einem mehrstufigen Verfahren. Träger des Preises sind die vier Verlagshäuser CH Media, NZZ, Ringier und Tamedia. Sie und namhafte Spender und Sponsoren finanzieren die Preise.

Preisträger 2023

Peter Haffner

Preis für das Gesamtwerk 9

Adrienne Fichter und Ivan Ruslyannikov

Yandex – ein Tech-Unternehmen
kreiert Zombies 31

Janique Weder

Bogotá einfach 45

Sarah Serafini

Das vernichtete Leben
der Fulya Demir 57

Matthias Venetz

Die leeren Kinderbetten
von Lommel: Wie eine
belgische Stadt das Busunglück
von Siders verarbeitet
(Newcomer-Preis) 71

Einen Preis für eine Maschine?

Grussadresse des Präsidenten



Werden wir bei den künftigen Verleihungen des Zürcher Journalistenpreises nicht mehr wissen, ob ein ausgezeichnete Text von einem Computer oder von einem Menschen geschrieben wurde? Könnte es sein, dass das Gesamtwerk für eine herausragende journalistische Lebensleistung dereinst einer KI wie ChatGPT verliehen wird?

Diese Fragen scheinen lächerlich. Doch es gibt genügend Experten der Medienbranche, die sie wohl nicht so komisch fänden. Sie sind überzeugt, dass solche Programme den Journalismus nicht nur nachhaltig verändern, sondern geradezu umkrepeln werden. Die Skeptiker wiederum verweisen auf den Umstand, dass beispielsweise ChatGPT zum Teil falsche, einfältige oder auch glatt unverbindliche Texte produziert. Auf die Frage, wer Pietro Supino sei, antwortete diese Software noch vor wenigen Monaten, es handle sich um einen Zürcher Modedesigner. Doch diese Programme lernen schnell. Wir sollten sie nicht unterschätzen. Heute dürften sie Supino bestens kennen.

Dabei gibt es drei grosse Probleme. Erstens: Es wird immer weniger möglich sein, den Ursprung von Texten zu erkennen. Es wird wohl noch lange gehen, bis KI einwandfreien Journalismus abliefert, doch es wird sehr schnell gehen, bis Journalistinnen und Journalisten die Dienste dieser Maschinen für Textbausteine nutzen. Zweitens: Die Quellen werden zunehmend verschwinden. Zwar geben einige dieser Programme solche an, andere (wie ChatGPT) hingegen nicht. Die Quellen verschwinden im Orkus des Internets, alles ist möglich, überprüfbar ist nichts. Drittens: Von Menschen erarbeitete Texte werden, sobald

sie veröffentlicht sind, zum Allgemeingut, sie werden nicht mehr geschützt. Umso nötiger sind daher urheberrechtliche Regelungen wie ein griffiges Leistungsschutzrecht, das Techplattformen zwingt, die Urheber von Texten an ihrem Gewinn zu beteiligen.

Das tönt dramatisch. Im Jahre 2023 können wir aber noch auf klassischen Journalismus bauen, der menschliche Fähigkeiten zum Recherchieren, Kombinieren, Analysieren und Schreiben auszeichnet. Über 220 Arbeiten sind uns für den diesjährigen Zürcher Journalistenpreis zugegangen, davon haben wir 12 Arbeiten für den Preis nominiert, und 4 machten schliesslich das Rennen.

Ob das so bleiben wird? Es ist wenig wahrscheinlich, dass KI einst den Menschen überflügeln oder gar unterjochen wird. Ebenso wenig muss man sich davor fürchten, den Journalismus an clevere Maschinen zu verlieren. Den Zürcher Journalistenpreis dürfte es noch eine ganze Weile brauchen...

Andrea Masüger

Präsident Stiftung Zürcher Journalistenpreis

Stiftungsrat

Andrea Masüger (Präsident)

Publizist, Verwaltungsrat Somedia

Marco Boselli

Tamedia

Hannes Britschgi

Ringier

Riccarda Mecklenburg

Dozentin und Publizistin

Daniel Wechlin

Neue Zürcher Zeitung

Geschäftsführung

Yeliz Açiksöz Demirkol

Jury

Hannes Britschgi (Präsident)

Journalist

Stefan von Bergen

Berner Zeitung

Lisa Feldmann

Autorin

Nina Jecker

Basler Zeitung

Christina Neuhaus

Neue Zürcher Zeitung

Hansi Voigt

Journalist

Paula Scheidt

Annabelle

Die Jury

Hannes Britschgi (Präsident)



Hannes Britschgi, 1955, aus Obwalden, studierte an der juristischen Fakultät Bern und machte 1984 das Berner Anwaltspatent. Seit über 30 Jahren ist er Journalist. Zuerst beim Schweizer Fernsehen:

«Karussell», «Max», «Kassensturz», «Rundschau». Für seine «Rundschau»-Interviews erhielt er den Telepreis 1997. 2001 wechselte er als Chefredaktor zum Schweizer Nachrichtenmagazin «Facts». 2005 übernahm er die Programmleitung von Ringier TV. 2008 wurde er «SonntagsBlick»-Chefredaktor. Von 2011 bis 2022 leitete er die Ringier-Journalistenschule.

Stefan von Bergen



Stefan von Bergen, 1960 in Bern geboren, studierte deutsche Literatur und Geschichte an den Universitäten Bern und Wien, zudem erwarb er das Gymnasiallehrerdiplom. 1990 stieg er nach einer Weltrei-

se in den Journalismus ein, erst als Lokalredaktor, dann als Kulturredaktor der «Berner Zeitung» («BZ»). Ab 2001 baute er den Samstags-Hintergrundteil «Zeitpunkt» der «BZ» auf, den er leitete. 2002 gewann er den BZ-Preis für Lokaljournalismus (heute: Swiss Press Award) für ein Porträt des Boxers Enrico Scacchia. Seit 2009 schrieb er auch regelmässig für die Schweiz-Seiten von «Die Zeit». 2011 erhielt er den Tamedia-Förderpreis für eine Beitragsreihe über die Lage des Kantons Bern. Daraus erwuchs das Buch «Wie viel Bern braucht die Schweiz?» (Stämpfli-Verlag), das er 2012 als Co-Autor publizierte. Bis 2023 war er zuletzt Hintergrundredaktor in der fusionierten Redaktion von «Berner Zeitung» und «Bund» in Bern.

Lisa Feldmann



Lisa Feldmann, geboren 1958 in Plettenberg, hat nach ihrem Studium der Germanistik und Anglistik (Magister) eine journalistische Laufbahn eingeschlagen, die beim «Stern» begann und rasch Richtung

Lifestyle, Mode und Frauenthemen weiterführte. Sie war in der Chefredaktion von «Elle», danach Chefredaktorin der «Cosmopolitan». Anschliessend leitete sie die Special-Redaktion des Magazins der «Süddeutschen Zeitung».

Seit 2002 lebt Lisa Feldmann in der Schweiz und ist inzwischen auch Schweizerin. Ihre journalistischen Stationen hier: Mode-Berichterstattung im Lifestyle-Bund der «Sonntags-Zeitung», Chefredaktorin der «Annabelle» (2004–2013). Im Sommer 2013 ging sie als Chefredaktorin zu «Interview». Seit Sommer 2015 brachte sie die deutsche Ausgabe der französischen Zeitschrift «L'Officiel» an den Start, die sie als Gründungs-Chefredaktorin für zwei Jahre leitete. Seit Sommer 2017 arbeitet sie an verschiedenen Projekten in der Schweiz – konzipierend, beratend, aber auch als Autorin. 2019 startete sie darüber hinaus eine Podcast-Reihe und den Lifestyle-Blog www.feldmanntrommel.com.

Nina Jecker



Nina Jecker, geboren 1981 in Basel, arbeitet als Redaktorin und Kolumnistin bei der «Basler Zeitung». Zum Journalismus kam sie während des Jurastudiums als freie Mitarbeiterin der «Neuen Fricktaler Zeitung».

Jecker fand grossen Gefallen am Schreiben und entschied sich nach dem Vorlizenziat, eine Auszeit vom Studium zu nehmen und 2006 ein journalistisches Praktikum bei «20 Minuten» in Bern zu absolvieren. Nach einem halben Jahr konnte Jecker als Redaktorin im Team bleiben, weitere drei Jahre später übernahm sie die Leitung der Berner Lokalredaktion von «20 Minuten». Es folgte 2012 ein Wechsel zur «Basler Zeitung», wo Jecker als stellvertretende Leiterin der Lokalredaktion tätig war. Ein Jahr später kam es erneut zum Wechsel zu «20 Minuten», um auf der neuen, konvergenten Redaktion in Zürich als Reporterin im Einsatz zu sein. Nina Jecker ist seit 2014 erneut in Basel in verschiedenen Funktionen für die «BaZ» tätig. Seit 2020 ist sie Mitglied der Chefredaktion und seit Anfang 2023 Leiterin des Ressorts Gesellschaft und Kultur.

Christina Neuhaus



Christina Neuhaus (1966) ist in Meilen am Zürichsee aufgewachsen und wohnt heute in Zürich und in St. Gallen. Nach einem Deutsch- und Geschichtsstudium an der Universität Zürich machte sie ihren ersten journalistischen Versuch bei einer Gratiszeitung am Obersee. Dort erklärte man ihr, in diesem Metier keine Zukunft zu haben. Danach arbeitete sie bei verschiedenen Lokal- und Regionalzeitungen rund um den Zürichsee. Seit 2001 ist sie bei der «NZZ»: erst als Redaktorin im Ressort Zürich, später als Inlandjournalistin bei der «NZZ am Sonntag» und der «NZZ». Im August 2019 übernahm sie die Redaktion von «NZZ Folio», das unter ihrer Leitung neu konzipiert wurde. Seit November 2020 leitet sie die Inlandredaktion der «NZZ».

Hansi Voigt



Hansi Voigt (49) war von Oktober 2007 bis Dezember 2012 Chefredaktor von 20 Minuten Online. In dieser Zeit entwickelte sich das Online-Angebot der Gratiszeitung zum grössten Newsportal der Schweiz.

Vorher war er beim «Beobachter» tätig und davor lange Jahre, unter anderem als Blattmacher, bei der Wirtschaftszeitung «Cash».

2006 wurde Voigt gemeinsam mit Ursula Gabathuler für einen Artikel im «Beobachter» zum Thema Armut mit dem Zürcher Journalistenpreis ausgezeichnet. Im Jahr 2012 wurde er vom Fachmagazin «Schweizer Journalist» zum «Chefredaktor des Jahres» gewählt.

Voigt hat seit seinem Weggang von 20 Minuten Online verschiedene Beratermandate in der Schweiz und in Deutschland angenommen und sieht im digitalen Wandel vor allem viele Chancen für Journalisten und den Journalismus. Er hat 2013 das Newsportal Watson gegründet und gemeinsam mit Peter Wanner, dem Verleger der AZ Medien, lanciert. Nach der dreijährigen Aufbauphase hat er die Geschäftsführung an Michael Wanner übergeben. Er ist nun als Berater tätig.

Paula Scheidt



Paula Scheidt, geboren 1982 in Bremen, ist Redaktorin bei «Das Magazin». Sie absolvierte ein Masterstudium in Politikwissenschaft, Volkswirtschaft und Sozialpsychologie an der Universität Zürich. Zwischen

Bachelor- und Masterstudium besuchte sie die Berliner Journalisten-Schule.

Paula Scheidt leitet das Reportageressort und ist Mitglied der Chefredaktion bei «Annabelle». Zuvor war sie acht Jahre lang Reporterin und Redaktorin bei «Das Magazin». Ihre Reportagen wurden mit dem Deutschen Reporterpreis und dem Zürcher Journalistenpreis ausgezeichnet. Sie hat das Schweizer Reporterforum mitbegründet und unterrichtet am MAZ und an der Zürcher Hochschule der Künste.

Den

Preis für das Gesamtwerk 2023

gewinnt

Peter Haffner

Zürich, 9. Mai 2023

Die Jury:



Hannes Britschgi



Lisa Feldmann



Nina Jecker



Christina Neuhaus



Paula Scheidt



Hansi Voigt



Stefan von Bergen

Preisträger



Peter Haffner

Peter Haffner, 1953 in Zürich geboren. Studium der Geschichte und Philosophie an der Universität Zürich. Von 1980 bis 1991 freier Journalist für schweizerische, deutsche und österreichische Zeitungen und Zeitschriften. 1991 Eintritt in die Redaktion von «NZZ Folio», dem Magazin der «Neuen Zürcher Zeitung». 1999/2000 Fellow am Europäischen Journalisten-Kolleg der FU Berlin. Von 2002 bis 2012 Korrespondent von «Das Magazin» des Tages-Anzeigers mit Sitz in den USA. Seit 2012 freier Journalist. Diverse Buchveröffentlichungen als Autor und Herausgeber. Gewinner von Literatur- und Journalistenpreisen im In- und Ausland.

Laudatio

Laudatio auf Peter Haffner
von *Manfred Papst*

Ich darf hier Peter Haffners journalistisches Schaffen würdigen. Welche Freude! Aber in fünf Minuten? Ein Ding der Unmöglichkeit! Zum Trost rufe ich mir ins Gedächtnis, dass Gottvater auch nur sechs Tage zur Verfügung hatte, um Himmel und Erde zu erschaffen. (Peter würde nun zweifellos sagen: Man sieht der Schöpfung ja auch eine gewisse Übereiltheit an.) Ich fasse also Mut zur Lücke, spute mich – und verstosse damit bereits gegen eine erste Maxime unseres Preisträgers. Denn er ist zwar ein unverdrossener Schaffer, aber er «jufelt» nicht. Seine Texte sind sorgsam gearbeitet, sie haben nichts Gehetztes, Halbfertiges oder künstlich Aufgeregtes. In ihnen verbindet sich die Sorgfalt des Uhrmachers mit der Phantasie des Künstlers. Modische Effekthascherei und zugespitzte Quotes sucht man in ihnen vergebens. Deshalb altern sie so gut. Und sie verraten nicht, unter welchen Schwierigkeiten der Recherche, der Organisation oft erheblicher Stoffmassen, der mitunter frustrierenden Suche nach dem «mot juste» sie entstanden sind.

«Sichtbare Mühe ist zu wenig Mühe»: So könnte eine zweite Maxime von Peter Haffner lauten. Und eine dritte kommt hinzu: Er will nicht nur seine Leserschaft, sondern auch sich selber überraschen. Das heisst: Er versteht Recherche nicht als das Zusammensuchen von Belegen für eine vorgefasste Meinung oder These. Unvoreingenommen und selbstkritisch geht er an seine Themen heran, und er freut sich regelrecht, wenn er seine Annahmen revidieren kann. Hans Magnus Enzensbergers Satz «Im Zweifel entscheidet die Wirklichkeit» könnte seine vierte Maxime sein.

Das war nicht immer so. Zu schreiben begonnen hat Peter – wie nicht wenige von uns – als naiv-idealistischer Politaktivist. Später, im Studium der Philosophie und Geschichte, arbeitete er sich durch die marxistische Scholastik. Sie war, wie er bis heute betont, eine gute Denkschule. Dass er sie überwand, ohne sie zu verleugnen, lag an seiner leichtfüssigen Intelligenz, seinem an Autoren wie Orwell, Camus und Stanislaw Lem geschulten Stilempfinden – und an seinem Humor. Als Ironiker beherrscht er die Klaviatur des un-eigentlichen Sprechens, aber er verliert sich nicht in Pirouetten selbstreferenzieller Brillanz. Er schaut lieber in die Welt hinaus als in den Spiegel. Und wenn er in den Spiegel blickt – ich meine das jetzt natürlich als Metapher –, dann findet er immer etwas zu lachen. Der Blick auf die grundsätzliche Unzulänglichkeit des Menschen setzt in ihm Heiterkeit frei – zumindest für Momente. Auf der Bank, wo die Spötter sitzen, lässt er sich indes nur kurzfristig nieder. Dann setzt er wieder seinen eleganten englischen Hut auf und schreitet zu neuen, ernsthaften Taten.

Die berufliche Laufbahn unseres Preisträgers setze ich hier als bekannt voraus. Als Gründungsmitglied, Redaktor und Edelfeder des NZZ-Magazins «Folio» lief Peter Haffner, der bis dahin schon für verschiedene Zeitungen im In- und Ausland gearbeitet hatte, in den Jahren von 1991 bis 2002 erstmals zu ganz grosser Form auf. Dann wechselte er zum Haus Tages-Anzeiger, dessen «Magazin» er in den folgenden zwölf Jahren mitprägte, vor allem, aber nicht nur von Kalifornien aus; seither ist er als freier Autor in Berlin und Zürich für beide Verlagshäuser sowie für weitere erste Adressen tätig.

In verschiedenen journalistischen Formen hat er es zur Meisterschaft gebracht: natürlich in seinen grossen Reportagen, aber auch in funkelnden Essays zur Phänomenologie des Alltags, in politisch-soziologischen Glossen, in witzigen Beiträgen zur Kulturkritik. Auch seine Bücher – ich erwähne die Essaysammlung «Die fixe Idee», die sich mit den Spleens grosser Geister befasst, die Reisereportagen «Grenzfälle», in denen er die deutsch-polnische Grenze erkundet, und die Gespräche mit dem grossen Soziologen Zygmunt Bauman – sind im Kern journalistische Werke. Gemeinsam ist all diesen Texten, dass sie sowohl von exakter Anschauung als auch gründlicher Bildung

Laudatio

zeugen. Zudem sind sie oft glänzend formuliert.

Peter Haffner hat kein instrumentelles Verhältnis zur Sprache. Sie dient ihm nicht bloss als Vehikel, um eine Information von A nach B zu bringen. Er geht mit ihr um wie mit einem Musikinstrument. Er freut sich am Rhythmus und Klang der Sätze, vergisst darob aber seinen aufklärerischen Impetus nicht: Er will seine Erfahrungen und Erkenntnisse, auch seine Zweifel und Fragen mit seiner Leserschaft teilen; er will sein Gegenüber nicht überwältigen oder mit seiner Bildung erschlagen, sondern in einem dialogischen Prozess mit ihm Neuland erkunden. Dass er sich aufs Nachfragen und Zuhören ebenso versteht wie aufs Formulieren, ist ein wesentlicher Teil seines journalistischen Könnens.

Wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten. Ich habe mich hier auf die Würdigung Peter Haffners als Journalist beschränkt. Ausgespart habe ich seine Aktivitäten als Saxofonist, Autofahrer und Grillexperte, die eher dem kleinkriminellen Milieu zuzuordnen sind. Aber schreiben, das kann er, und dafür feiern wir ihn heute.

Ein Zustand, für den andere nach Katmandu reisen

Erschienen am 1. April 2002

Was einem Bus-Junkie unterwegs zwischen Zürich und Warschau widerfährt.

Von Peter Haffner

Werde ich gefragt, warum in aller Welt ich jeweils mit dem Bus – und nicht mit dem Flugzeug – nach Polen reise, was ich zwei- bis dreimal im Jahr tue, bin ich um eine einfache Antwort verlegen. Dass das Busbillet Zürich–Warschau retour nur zweihundert Franken kostet, ist in der reichen Schweiz kein Argument. Und Angst vor dem Fliegen habe ich nicht. Sollte ich sagen, dass die Fahrt über 1500 Kilometer, wenn's gutgeht, ja nur dreiundzwanzig Stunden dauert?

Die Wahrheit ist, dass ich ein Bus-Junkie bin. Das Reisen selbst, die Bewegung, löst in mir jene Art Glücksgefühl aus, das andere Leute empfinden mögen, wenn sie ihr Silberbesteck polieren. Die Lust am Abreisen und Ankommen, an den Momenten, in denen man ein anderer Mensch wird, lässt sich nur auskosten, wenn das Dazwischen eine gewisse Grösse nicht nur im Raum, sondern auch in der Zeit hat. Wer einmal mit dem Schiff über den Atlantik nach Amerika gefahren ist, weiss um den Unterschied.

Warum also nicht mit dem Bus nach Polen. Ich will niemanden langweilen mit der Schilderung der Vorbereitungen, die eine solche Reise erfordert, den Erörterungen, wie viele Brötchen man streichen und womit man sie belegen soll (dreizehn, nicht zu salzig und nicht zu fad), welche Früchte sich zum Verzehr unterwegs eignen und welche nicht (saftig ja, aber nicht so, dass man dem Nachbarn eine Serviette umbinden muss), was und welche Menge man zu trinken mitnehmen soll (alles ausser Kaffee und Bier), damit man vor dem nächsten Zwischenhalt, der alle vier Stunden erfolgt, nicht in Nöte kommt und die bord-eigene Toilette aufsuchen muss, die zwar ganz in Ordnung ist, es sei denn, der Bus fahre gerade über ein Schlagloch. Was, ist das der Fall, einem hinwiederum klarmacht, dass man jetzt in Tschechien oder vielleicht sogar schon in Polen, sicher aber nicht mehr in Deutschland ist, denn in Deutschland ist die Autobahn

glatt wie ein Kinderpopo. Das Wichtigste ist, den richtigen Sitzplatz zu ergattern (im hinteren Drittel, aber nicht über dem Rad), und wenn möglich einen ohne Nachbarn, was man aber leider nicht beeinflussen kann, zumal wenn die Dame, die sich schnaufend an allen freien Nebensitzen vorbei quer durch den Korridor schiebt, einen so nett fragt, ob der Platz neben einem noch frei sei.

So freut man sich halt über die Gelegenheit zu plaudern, erfährt dabei allerlei über die Dame und ihre Familie, die wie alle polnischen Familien auf der ganzen Welt verstreut ist, und ist bald herzlich eingeladen, Enkel und Tanten, Vettern und Brüder zu besuchen, sollte man zufällig gerade in Chicago, Melbourne oder Ouagadougou sein, wohin man ohnehin schon lange einmal reisen wollte, wenn auch vielleicht nicht unbedingt mit dem Bus.

Wie auch immer, spätestens wenn der Film beginnt, ein Hollywoodstreifen, der à la polonaise synchronisiert ist, also von einer Stimme begleitet, die alle Rollen übernimmt, hat man seine Ruhe. Für mich heisst das, ich streife den Kopfhörer über und höre meine Kassette, Miles Davis' «Kind of Blue», immer wieder und wieder, elektrisiert von den schwebenden Trompetentönen des Meisters, dem leichtfüssigen Spiel Cannonball Adderleys, Coltranes drängendem Tenor. Hunderte von Malen habe ich auf meinen Busreisen dieser Musik gelauscht, so oft, dass, wenn immer ich sie höre, ich sofort im Bus bin, das Grau des vorbeifliegenden Asphalts sehe, Wolken, die über den Himmel ziehen, eine Landschaft, die in der Dämmerung versinkt.

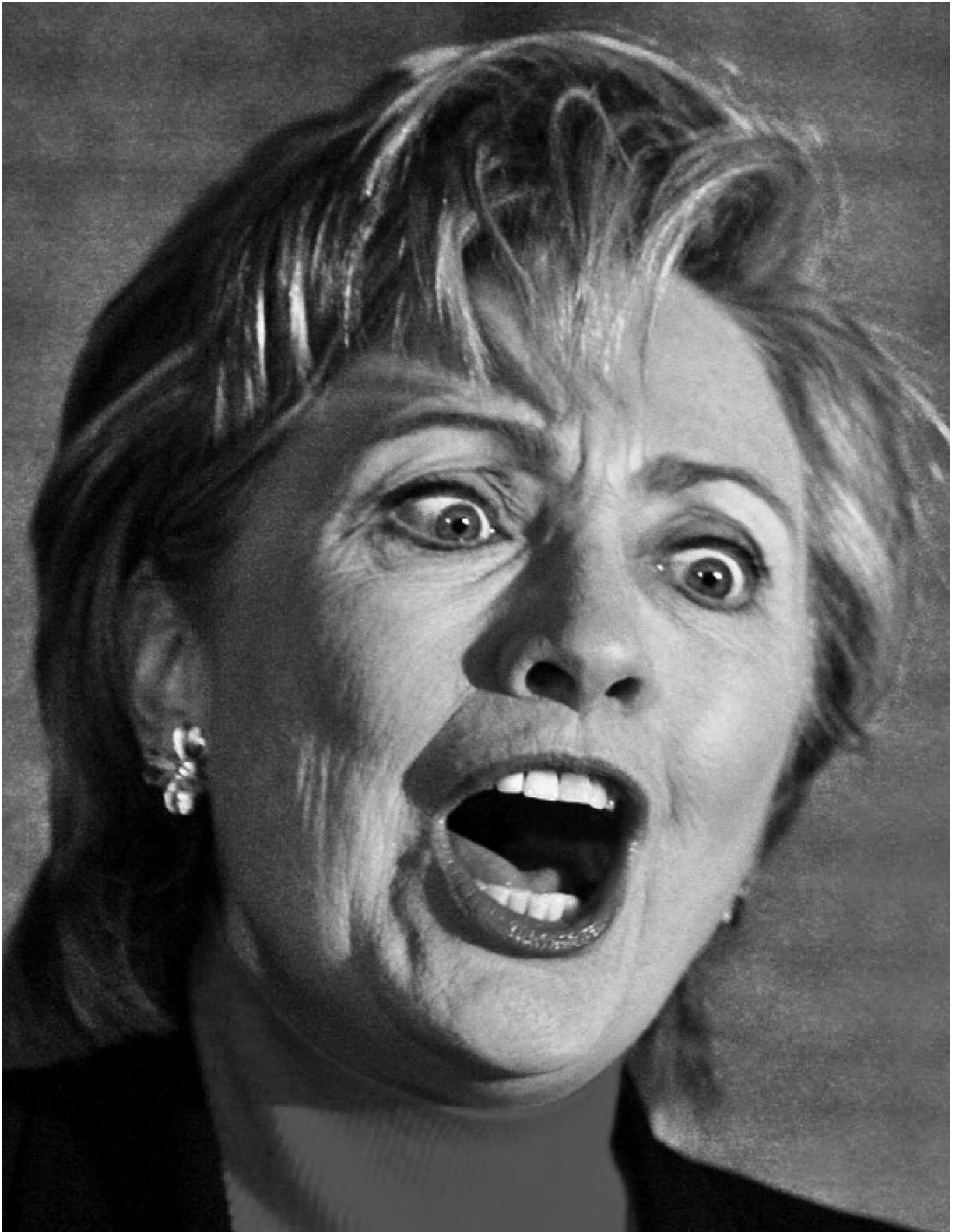
Und dann, wenn der Tag erwacht, nach einer Nacht, in der man immer wieder eingenickt und aufgewacht, an irgendeiner Autobahnraststätte mit eingerosteten Beinen aus dem Bus gestolpert und schlaftrunken in Richtung Toilette gewankt ist, das Gehirn auf den während vieler Reisen eingeübten minimalen Aufmerksamkeitszustand geschaltet – sich merken, wo der Bus steht, nichts liegenlassen – hat man jenen Zustand gleichgültiger Souveränität erreicht, für den andere nach Katmandu oder zum Psychoanalytiker pilgern. Die Augen sind nur noch offen für das absichtslose Staunen, das aus der Welt einen Film macht, die Schlusssequenz einer Space Odyssey,

rhythmisch gegliedert von den gelben Warn-tafeln, die überall in Polen am Strassenrand stehen: mit einem Auto darauf und einem Fussgänger, der durch die Luft fliegt. «Uwaga Wypadki» steht darunter, was nicht etwa «Unfallgefahr», sondern «Achtung Unfälle» heisst.

Der Rest ist Dulden. Einmal hoffte ich, mein malträtiertes Steissbein mit einem aufblasbaren Sitzkissen entlasten zu können, doch schon in Basel war das Ding futsch, die Luft draussen. Ein andermal, als ich von Polen losfuhr, meine dreizehn Brötchen im Beutel, nahm mir der tschechische Zöllner sie allesamt ab, weil gerade die Maul- und Klauenseuche umging und Brötchen nur über die Grenze durften, wenn sie nicht mit Butter beschmiert waren. Er gab mir fünf Minuten, sie an Ort und Stelle aufzuessen, was ich nach einer kurzen Rechnung – dreizehn Stück in fünf Minuten macht zwei Komma sechs pro Minute – dann doch nicht tat und sie gleich alle in den bereitstehenden Eimer warf.

Ich bin dann das nächste Mal mit dem Flugzeug gereist. Es war kein besonders glücklicher Zeitpunkt in meinem Leben; nichts klappte, wie es sollte, und so packte ich meinen Koffer, hängte das Saxophon über die Schulter und flog kurzerhand nach Warschau, von wo ich den Bus nach Lodz nahm. Zehn Minuten nach Abfahrt merkte ich, dass ich mein Jackett samt Pass und Brieftasche am Gepäckrolli an der Terminal-Haltestelle hatte hängen lassen. Von Panik ergriffen, rannte ich durch den Buskorridor und klagte dem Fahrer im besten Polnisch, das mir in der Aufregung zur Verfügung stand, mein Unglück. Er zögerte keine Sekunde, wendete den Bus und fuhr mit mir und dreissig weiteren, verständnisvoll lächelnden Fahrgästen zurück zum Flughafen, wo mein Jackett noch immer am Rolli hing.

Versuchen Sie mal, einen Piloten zu so etwas zu bewegen.



© Jim Cole (AP, Keystone)

Killary!

Erschienen am 15. März 2008

Die Kandidatin Hillary Clinton ist unschlagbar. Als Hassfigur.

Von Peter Haffner

Das «Hillary Clinton Voodoo Kit» ist so beliebt, dass es auch von Amazon verkauft wird. Es kostet elf Dollar, besteht aus einer der Präsidentschaftskandidatin nachgebildeten Puppe und einem Nadelset, worauf steht: «Gibs ihr, bevor sie dir gibt!»

Hillary Clinton hat mit dem Politiker, dessen Platz sie im Weissen Haus einnehmen will, mehr gemein, als ihr lieb sein kann: Wie Präsident Bush der meistgehasste Mann, ist sie die meistgehasste Frau des Landes. Anders als bei ihm, sind ihre Feinde auf die USA beschränkt und nicht einem einheitlichen politischen Lager zuzuordnen. Zwar sind sie mehrheitlich rechts orientiert, doch Moderate, Linke und Feministinnen erweitern das Spektrum weit über den Kreis ewiggestriger Patriarchen hinaus.

Neben dem Kreis loyaler Mitarbeiterinnen und etablierter Strategen des Clinton-Apparates in Washington, der gern «Hillaryland» genannt wird, gibt es ein anderes, seiner Sache nicht minder ergebendes «Hillaryland». Um die siebzehntausend Websites mit Titeln wie «Stop Her Now», Tausende von Blogs, unzählige YouTube-Videos, Dutzende von Büchern und mehrere Filme haben die Senatorin von

als sündige Gottlose und religiöse Fundamentalistin; sie ist eine Lesbe, das Opfer der Fehlritte ihres Mannes und die Frau, die ihn dazu getrieben hat. Sie ist Osama Bin Ladens Kandidatin, eine Katzen-Killerin, Mörderin und Hexe im Wortsinn. Der Markt mit Anti-Devotionalien floriert; an Veranstaltungen der Republikaner werden bisweilen Kotztüten mit ihrem Porträt verteilt.

So widersprüchlich der Hass auf Hillary Clinton selbst ist, so widersprüchlich sind auch die Versuche, ihn zu erklären. Der Literaturtheoretiker und Jurist Stanley Fish hat in seinem Blog in der «New York Times» die Debatte ein für alle Mal erledigen wollen. Der Kern der Sache sei, meinte er, dass es keinen gebe, und insofern – und nur insofern – sei der Hillary-Hass dem Antisemitismus vergleichbar. Wie dieser keine Juden, brauche jener auch keine Hillary, um zu existieren – es sei denn als kollektives Hirngespinnst. Der Kommentar «All You Need Is Hate» provozierte Hunderte von Antworten und geriet damit selber zum Beweis, dass das Thema nicht so leicht vom Tisch zu wischen ist.

Um das zu verstehen, muss man in die Zeit zurückblenden, als Bill Clinton ein langhaariger bärtiger junger Mann aus bescheidenen Verhältnissen war, der ein Rhodes-Stipendium gewann, in Yale seinen Abschluss machte und darauf hinarbeitete, Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika zu werden. Dass er einmal die Frage würde beantworten müssen, ob er Marihuana geraucht habe, konnte

Man muss nur die Laufbahn eines Joschka Fischer mit jener der Clintons vergleichen, um zu erkennen, wie unterschiedlich schwer die Erbschaft von 1968 in Europa und in den USA wiegt. Während in Deutschland ein Mann, der gewalttätig gegen Polizisten vorging, sich zum beliebten Aussenminister mausern durfte, konnten die vergleichsweise harmlosen Clintons nicht mit Nachsehen für ihre Jugendsünden rechnen. Der Kulturkrieg der Sechzigerjahre ist in Amerika nicht zu Ende, weil es um mehr ging, nämlich einen wirklichen Krieg. Vietnam ist die Wunde, die nicht verheilt ist; die Generation, die gekämpft, protestiert oder beides getan hat, ist immer noch am Leben. Es waren turbulente Zeiten; zum Krieg kamen die Rassenunruhen. Erst wurde John F. Kennedy, dann Martin Luther King, dann Kennedys Bruder Robert ermordet; Millionen von Amerikanern hassten Millionen von Amerikanern. Das alles lässt sich nicht so leicht abtun wie das Katz-und-Maus-Spiel der Strassenschlachten von Paris, Berlin oder Zürich.

Vermutlich ist sie ein Alien

Der Vietnam-Krieg macht alles, was mit jenen Jahren verbunden wird, für konservative Amerikaner schwerer verdaulich, von der gelockerten Sexualmoral über die Emanzipation der Frauen bis zur Infragestellung von Familie, Autorität und Religion. Wo die Rechte die Fortsetzung von Hillary Clintons einstigen linksradikalen Zielen mit anderen Mitteln sieht, sieht die Linke den Verrat, den sie auf ihrem

Keine andere führende Politikerin hat so viele pornografische Fantasien geweckt wie sie.

New York im Visier. Das Überleben Amerikas, kann man da etwa vernehmen, sei von zweierlei bedroht – islamistischen Terroristen und Hillary Rodham Clinton.

Dieses «Hillaryland» ist ein Pandämonium; das Reich von Obsessionen und Perversionen, wo die Gefühle über den Verstand triumphieren und die Person, um die es geht, zur Unkenntlichkeit entstellt wird. Hillary Clinton wird verteufelt als Feministin und verunglimpft dafür, keine zu sein, attackiert als linksradikale Pazifistin und rechte Kriegshetzerin,

er ebenso wenig ahnen, wie dass seine Antwort – ja, aber nicht inhaliert! – wie vieles andere in seinem und Hillarys Leben als Beispiel dafür herangezogen würde, dass man nicht wisse, woran man mit den beiden sei. Ausser Zweifel steht, dass sie, als sie sich kennenlernten, in der Antikriegsbewegung engagierte Weltverbesserer waren. Dass sie dies noch immer seien – Wolf und Wölfin in Schafspelzen –, gehört zur Litanei der politischen Rechten unbeirrt aller Fakten der realpolitischen Karriere, die das Ehepaar seither absolviert hat.

Marsch durch die Institutionen begangen hat. Sie hat den Irak-Krieg befürwortet, die Beschneidungen der Bürgerrechte sanktioniert, mit ihrer proisraelischen Haltung die Palästinenser im Stich gelassen und die Pharmaindustrie hofiert, der sie einst den Kampf angesagt hatte mit ihrer gescheiterten Reform des Gesundheitswesens.

Die Opposition von rechts und links könnte zum Schluss führen, dass Hillary Clinton den goldenen Mittelweg geht – eine Frau, die weiss, dass Politik die Kunst des Möglichen ist und

der Kompromiss ihr Lebenselixier. Die Rechte mag das nicht schlucken, weil sie zu wissen meint, wer sie wirklich ist. Die Linke nicht, weil sie nicht weiss, wer sie wirklich ist – und das ist Hillary Clintons eigentliches Problem.

Wie viele Hillarys es gibt, ist eine Frage, die nicht nur rechtsorientierte Frauen wie Bay Buchanan stellen, wenn sie sich in ihrem Buch «The Extreme Makeover of Hillary (Rodham) Clinton» über ihre verschiedenen Frisuren mokiert, die Charakterlosigkeit verrietern – Signale, mit denen sie je nachdem zeigen wolle, «seriös», «nett», «Lady Di», «smart» oder – gibt es etwas Schlimmeres? – «Französin» zu sein. Der Vorwurf hat im Land der permanenten Selbst- und Neuerfindung etwas Merkwürdiges. In Wahrheit, wird in derlei Betrachtungen suggeriert, ist sie ein «Alien», eines jener Monster, die jede Gestalt annehmen können, um sich unseres Körpers, unseres Gehirns und unserer Seele zu bemächtigen. Die Kulturstudie ist noch nicht geschrieben, die Hillary Clinton als eine der vielen Inkarnationen begreifen würde, die extraterrestrische Invasoren in der amerikanischen Psyche angenommen haben. So ist auffallend, wie oft in Beschreibungen der «wahren» Hillary Clinton von der «Seltsamkeit» ihrer Augen die Rede ist, denen man nicht trauen könne, und deren Blick einen treffe mit jener verräterischen Mischung aus Herablassung und Triumph: eine, die weiss, dass man ihr ausgeliefert ist, und die das geniesst.

Tropfender Kühlschrank

Hillary Clinton selbst hat gesagt, sie sei für die Amerikaner eine Art Rorschachtest, in den jeder hineinlese, was er sehen wolle. Das ist zutreffend, wenn auch nur teilweise. Bemerkenswert ist, dass dieselben Attribute, die ihr Rechtsorientierte verpassen, auch von der Linken verwendet werden – wie dass sie «nicht vertrauenswürdig», «doppelgesichtig», «opportunistisch», «durchtrieben» und bereit sei, ihre Meinungen wie ihr Äusseres zu wechseln, um ihre Ziele zu erreichen. Wenn Peggy Noonan, Kolumnistin des erzkonservativen «Wall Street Journal», sie eine «zynische linke Politagentin» nennt, die «unser Land als Plattform für ihre Ambitionen» missbrauche, findet sie sich einig mit der linken Schauspielerin Susan Sarandon, die mit Blick auf Hillary Clinton meint, Amerika suche «nach authentischen Persönlichkeiten, die den öffentlichen Dienst

anstreben, weil sie an etwas glauben, und nicht nach solchen, die einfach gewählt werden» wollten.

Die Frage ist, wie viele Politiker diesen Test bestehen würden – und woran denn «Authentizität» zu messen wäre. Im Fall Hillary Clintons reduziert sich dies allzu oft darauf, wie es um ihre Emotionen bestellt ist. Dieses Schicksal teilt sie mit anderen Frauen in Machtpositionen, denen man entweder vorwirft, zu emotionell und damit zu sachlichen Entscheidungen unfähig zu sein oder zu wenig emotionell, als dass sie noch als Frau gelten könnten. Die Tränen, die «Sister Frigidaire», wie Hillary Clinton in der Highschool genannt wurde, nach ihrer Niederlage in Iowa in den Augen hatte, haben ihr mehr Stimmen eingebracht als ihre Argumente für ein Obligatorium der Krankenversicherung.

Dass Hillary Clinton, weil sie eine Frau ist, anders als ein Mann, und das heisst ungerecht, behandelt wird, zeigt jede Zeitungslektüre. Wenn sie zornig ist, ist sie «schrill», wenn sie lacht, «gackert» sie; tut sie nichts von beidem, ist es «Schauspielerei». Reputierte Medien analysieren ihre Mimik, und wie sie aussieht und daher kommt, wird mit einer Ausführlichkeit beschrieben, wie das bei männlichen Kandidaten nie der Fall ist. Es passt ins Bild, dass ein Weltblatt wie die «New York Times» im Frühjahr 2006 eine Titelstory brachte, die mit den Methoden des investigativen Journalismus – ein halbes Hundert Personen wurden befragt – der Frage nachging, wie viele Nächte pro Monat die Clintons im gemeinsamen Bett verbringen.

Man braucht nicht Theweleit gelesen zu haben, um zu erkennen, dass sich in manchen «Männerfantasien» über Hillary Clinton und der oft geäusserten «Angst» vor ihr die Angst vor dem Weib an sich verbirgt. Denn noch stärker als der Vorwurf, sie sei eine eiskalte, asexuelle, nur nach Macht gierende Powerfrau ist die Furcht, hinter dieser Fassade verberge sich eine Sexualität, der man nicht gewachsen ist. Keine andere führende Politikerin hat so viele pornografische Fantasien geweckt wie Hillary Clinton – von den Fotocollagen und Filmmontagen im Internet bis zur Anti-Hillary-Gruppe «Citizens United Not Timid» mit dem Akronym «Cunt» (Fotze). Die Filmschauspielerin Sharon Stone meinte, Hillary Clinton sei nicht reif für die Präsidentschaft, weil «eine Frau ihre

Sexualität hinter sich haben sollte, wenn sie kandidiert».

Feministinnen, die sich zu Hillary Clinton äussern, stehen vor dem Problem, dass sie in solchen Feindseligkeiten zwar genau das erkennen, wogegen sie seit Jahrzehnten kämpfen, das Opfer aber nicht mögen. Es ist ein Konflikt zwischen Prinzip und Person, den ihr Gegenspieler Barack Obama nicht auslöst. Während es ihm gelungen ist, die Rassenfrage zu ignorieren und sich als Präsident aller Amerikaner zu empfehlen, ohne damit die Schwarzen zu verärgern, hat Hillary Clinton mit ihrem Versuch, männlicher als ein Mann zu sein, ihre weibliche Gefolgschaft gespalten, ohne die konservativen Männer zu überzeugen.

Hillary Clinton steht im Kreuzfeuer, seit sie sich als erste First Lady Amerikas nicht mit traditionellen Aufgaben dieses Amtes begnügte. Eingesetzt von ihrem Mann, machte sie sich daran, das Gesundheitswesen der USA zu reformieren – das zentrale Thema der Innenpolitik und ein Milliardenbusiness obendrein, das einen erklecklichen Teil des Bruttozialprodukts ausmacht. Ihr klägliches Scheitern verschlimmerte die Anmassung; die Schande von «Hillarygate» ist sie nicht losgeworden, so freimütig sie ihre Fehler eingesteht und so vernünftig ihr neuer Plan zum Thema ist.

Nur die Hälfte

Dass sie dem amerikanischen Volk als Bills Ko-Präsidentin vorgestellt wurde, hat Zweifel an Hillary Clintons Selbstständigkeit geweckt. Ob sie tatsächlich einen Pakt mit ihm abgeschlossen hat, seine Untreue zu ignorieren, wenn er sie dafür in der Politik voran und schliesslich ins Oval Office bringe, spielt keine Rolle. Das «Projekt Billary», die Partnerschaft der Macht, war von Anfang an problematisch. Nicht weil es linke Frauen frustrierte, die fanden, sie habe in «Monicagate» die Chance verpasst, Bill den Laufpass zu geben und der Welt zu zeigen, dass Frauen sich nicht alles bieten lassen. (Ironischerweise haben dieselben Frauen dem Casanova vergeben.) Auch nicht, weil Macht, wie Rechte finden, das Einzige sei, was Hillary Clinton interessiere und der Grund dafür, dass sie die Schande getragen habe. Sondern weil die Kombination von Ehefrau und Partnerin in Leitungsfunktion per se problematisch ist. Das Gegenargument, Bushs Berater Karl Rove, der eine



tragende Rolle im Weissen Haus spielte, sei auch nicht gewählt worden, trifft nicht. Die Ehe ist eine besondere Art von Verbindung; wer Konferenztisch und Bett teilt, kann nicht so leicht auseinander, selbst wenn die Situation danach verlangt. Für die Präsidentschaft unter dem selbstgewählten Motto «zwei zum Preis von einem» wird Hillary jetzt die Rechnung serviert: Weil sie politisch und persönlich so eng mit Bill verbunden ist, muss sie auch für seine Fehler büssen und wird nicht als unabhängige Frau respektiert.

Bill Clintons Engagement in den Vorwahlen hat Hillary wohl am meisten geschadet; er hat lautstark demonstriert, dass sie vielleicht die bessere, aber eben nur die eine Hälfte im Präsidentenamt sein wird. Viele konnten es nicht fassen, als er Obamas Opposition gegen den Irak-Krieg lächelnd als «das grösste Märchen, das er je gehört habe», denunzierte. Eine Tatsache anzuzweifeln, die wohldokumentiert ist, kann nur, wer kraft seiner Autorität damit rechnet, dass das Publikum die Lüge für die Wahrheit nimmt. Wenn auch jeder in der Politik lüge, meinte etwa der Hollywood-Mogul David Geffen, der die Clintons mit Millionenbeiträgen unterstützte, sei doch irritierend, mit welcher Nonchalance sie das täten. Wie viele andere einflussreiche Persönlichkeiten, hat er nun ins Obama-Lager gewechselt.

Das Verdikt des konservativen Kolumnisten William Safire, Hillary Clinton sei eine «geborene Lügnerin», ist an ihr hängen geblieben. Nach dem Attentat vom 11. September sagte sie vor laufenden Kameras, ihre Tochter Chelsea sei just zu dem Zeitpunkt in der Nähe des World Trade Center joggen gewesen. Chelsea selber sagte dann, sie habe in der Wohnung eines Freundes weitab vom Katastrophenort gewohnt. Es ist schwer vorstellbar, dass ihre Mutter das nicht gewusst hat, und der Verdacht liegt nahe, sie habe die Story erfunden, um Mitgefühl und politischen Gewinn daraus zu schlagen.

Schwerer als das wiegt indes der Verdacht, sie habe aus Karrieregründen für den Irak-Krieg gestimmt. So hat sie zugegeben, die klassifizierte Version des Dokumentes des «National Intelligence Estimate» von 2002 nicht gelesen zu haben, in dem Saddams Husseins Massenvernichtungswaffen-Arsenal angezweifelt wurde. Dass die Musterschülerin ihre Hausaufgaben in einer Frage von Krieg und Frieden nicht machte, legt nahe, dass sie sich bereits

festgelegt hatte im Hinblick auf ihre Präsidentschafts-Kandidatur 2008. Als die Stimmung sich kehrte, redete sie sich heraus, nicht realisiert zu haben, dass ihr Senatsvotum den Weg zur militärischen Invasion ebnete – eine Abstimmung, die unter dem Titel «Authorization for the Use of Military Force Against Iraq» lief.

Sie ist die Katastrophe

Eine nüchterne Bestandesaufnahme zeigt, dass sich Hillary Clinton mit ihrem Opportunismus den Blick auf ihre Leistungen selber verbaut hat. Ihre Bereitschaft, die Wahlkampagne nach den Meinungsumfragen auszurichten, übersteigt das landesübliche Mass. Es hat den Verdacht erhärtet, es ginge ihr um nichts als die Macht. Die Starreporterin Jane Kramer fand gar, es gebe in Hillarys Leben «sehr wenig, das darauf hindeute, sie werde für irgendjemand anderen als für sich selber etwas tun».

Das Urteil ist zu harsch. Man darf annehmen, dass Hillary Clinton ihre Konzessionen an die Rechte verabschieden wird, sitzt sie erst einmal im Präsidentensessel. In Sozialfragen vielleicht etwas linker als ihr Gatte, ist sie in der politischen Mitte zu Hause wie er und nicht minder kompetent. Sie hat die Dossiers im Griff und kommt fachlich kaum je in Verlegenheit.

Was Hillary Clinton nicht hat, ist eine Vision. Sie macht ihre Arbeit so akkurat wie ein Buchhalter und hat die Ausstrahlung, die man dieser Berufsgattung zuschreibt: Kompetenz, aber keine Wärme. Das Charisma ihres Gatten, das ihm aus jedem Fettnäpfchen half, fehlt ihr. Sie kann einen Kreis von Sachverständigen auf Vordermann bringen, aber nicht das Volk motivieren. Ihr fehlt, was Amerikaner in ihrem Präsidenten suchen – die Kraft der Inspiration und die Fähigkeit, die Nation im Namen eines höheren Zieles zu einen.

Und was immer sie tut, sie wird nichts tun können, was den Hass ihrer Gegner zum Verschwinden bringt. Manche, die mit ihren politischen Plänen durchaus sympathisieren, sehen darin den Grund, sie nicht zu wählen. Das Drama der zwei verfeindeten Dynastien Amerikas, der Bushs und der Clintons, das mit dem Sieg von Bill über George Bush den Älteren 1992 begonnen hat, würde sich im Fall ihrer Wahl fortsetzen. Wenn Wandel und Erneuerung das Thema der Stunde sind, wie die Vorwahlen nahe legen – sie wird das nicht be-

werkstelligen. Im Unterschied zu Bush, den man vor seiner Wahl 2000 für einen etwas verschlafenen Berufssohn hielt, braucht es bei Hillary Clinton kein 9/11, bis sich herausstellt, dass sie bereit ist, halb Amerika gegen sich aufzubringen. Sie hat es bereits getan.

Wer wie der Ökonom Paul Krugman in den Republikanern nur Übeltäter sieht, denen es endlich heimzuzahlen gilt, hat damit kein Problem. Der Erfolg Barack Obamas, der auf überparteiliche Zusammenarbeit setzt, ist ein Zeichen dafür, dass das Volk anders denkt und einen Waffenstillstand im Kulturkrieg herbeisehnt. So ist es denn auch ein Albtraum mancher Demokraten, dass Hillary die Nomination der Partei gewinnt, aber gegen den Republikaner John McCain verliert, weil so viele Amerikaner sie nicht mögen.

Vom Westen nichts Neues

Erschienen am 16. Juli 2022

Mit dem Widerstand der Ukraine hat Putin nicht gerechnet, doch auf unsere Ignoranz konnte er zählen. Eine persönliche Rückschau auf Osteuropas beschwerlichen Weg zur Freiheit.

Von Peter Haffner

I. Kleiner Grenzverkehr

Irena hatte mich vom Flughafen abgeholt. Achtzigjährig hatte sie hinter dem Steuer ihres Opel Corsa gesessen und war durch den Stadtverkehr von Warschau gerast, ein Fläschchen Cognac in der Linken, das sie wiederholt zu einem Schluck ansetzte.

«Eben habe ich den Keller aufgeräumt», sagte sie. «Und weisst du, was mir in die Hände fiel? Eine Flasche Putzmittel von Johnson, mit einem kleinen Rest drin.» «Was du nicht sagst», sagte ich, mich am Türgriff festklammernd. «Diese Flasche hat mir 1983, zur Zeit des Kriegszustandes, eine Freundin aus dem Westen mitgebracht. Damit habe ich die Badewanne geputzt und darauf geachtet, so

Immer wieder ist die Ukraine mit Polen verglichen worden, dem Nachbarland, das an der Spitze der Freiheitsbewegung von 1989 stand. Nur von den Polen fühlen sich die Ukrainer verstanden, was bemerkenswert ist angesichts der einst blutigen Kämpfe zwischen den beiden Völkern. Ein Blick auf die Geschichte der Mittelmacht Deutschland im Westen und ihr Pendant Polen im Osten erhellt, weshalb Putin die Ukraine angegriffen hat. Als ich Mitte der Neunzigerjahre auf eine Reise entlang der deutsch-polnischen Grenze machte, waren meine Polnischkenntnisse nicht überragend, doch ich fragte nicht mehr jemanden auf der Strasse: «Wo bitte gehts zum Mond?», wenn ich zum Bahnhof wollte, weil ich ksiezyc mit dworzec verwechselte. Auch der entgeisterte Blick des Zimmermädchens im Hotel, als ich hatte wissen wollen, wo ich meine Kirche waschen könne, gehörte der Erinnerung an; jetzt wusste ich koszula für «Hemd» von kosciol für «Kirche» zu unterscheiden. Ich reiste mit leichtem Gepäck, einen «Elbsegler» auf dem Kopf, die deutsche Mütze, die Unkundige mit der sogenannten Helmut-

der Oder warteten Kolonnen von Taxis auf Kunden für Bordelle mit Namen wie «Pigalle» oder «Moulin Rouge»; die Frauen stammten aus der Ukraine. Ich hatte das Karl-Liebknecht-Gymnasium in Frankfurt an der Oder besucht; die erste Schule, die Schüler aus Polen aufnahm. Jenen Ausdruck von Neugier und Überdruß im Gesicht, den Siebzehnjährige so unnachahmlich draufhaben, war die Klasse freudig überrascht, als ich sie auf Polnisch begrüßte. Die Begegnung mit Deutschland, sagten die Schülerinnen, sei ein Schock gewesen. «Die Deutschen wollten nicht mit uns sprechen, und wir wollten alle wieder weg!», sagte Agnieszka, die Wortführerin. «Nie kommen sie auf einen zu, man ist selten bei ihnen zu Hause eingeladen – bei uns in Polen wäre das anders!» Ihre beste Freundin sei Deutsche, sagte sie, doch das Gefühl, nicht willkommen zu sein, sei geblieben. «Wenn ich in einem Laden Polnisch rede, schaut die Verkäuferin auf meine Hände, als wäre ich gekommen, um zu klauen.» Auf der deutschen Seite des Flusses war wenig los. Den Hutwerken in Guben, einem Traditionsunternehmen,

«Wie weit kann ein Regime einen Menschen bringen, dass er beginnt, ein Putzmittel zu verehren?»

wenig wie möglich zu verbrauchen. Mit unseren Mitteln kriegtest du ja nichts sauber.» Die Ampel stand auf Rot, Irena steckte sich eine Zigarette an. «Über Jahre habe ich eine Flasche Badewannenputzmittel wie ein Heiligtum behandelt. Wie weit kann ein Regime einen Menschen bringen, dass er beginnt, ein Putzmittel zu verehren? Ist das nicht der Gipfel der Entwürdigung?» Es war zur Zeit der Orangen Revolution in der Ukraine, und Irena fieberte mit, dass die Bürger, wie sie in Polen 1989, das Joch der Russen abschütteln werden. Der Wahlbetrug bei den Präsidentschaftswahlen 2004 war der Auslöser zum Protest von Millionen auf dem Maidan. Im Donbass hatte die Wahlbeteiligung über hundert Prozent betragen; das Stimmvieh des Ministerpräsidenten Wiktor Janukowitsch war in Bussen von einem Wahllokal zum anderen gekarrt worden, mit «Kekschen», in Russland gefälschten Wahlzetteln.

Schmidt-Mütze verwechseln. In Polen riefen mir die Kinder «Helmut!» zu, so dass ich in Zgorzelec bei einem Mützenmacher eine weisse Leinenmütze kaufte, sie aufsetzte und aus dem Laden trat – wo Kinder auf dem Gehsteig hockten, mit Kreidestein «Himmel und Hölle» malten und mich fröhlich grüßten: «Helmut!» Der kleine Grenzverkehr florierte. Auf der polnischen Seite schossen Basare, Kneipen und Friseursalons aus dem Boden. Miederwaren und Gartenzwerge, Zippo-Feuerzeuge mit Hakenkreuz und Anstecknadeln mit SS-Runen lagen auf den Tischen neben CDs von Rassistbands wie den «Zillertaler Türkenjägern» und «Sieg Heil Viktoria». Die Köpfe von grimmigen Landsern mit Kinnladen zum Zerbeissen von Stahl zierten die Covers der Alben; frei erhältlich in dem Land, in dem ebensolche Landser gemordet und gebrandschatzt hatten, soviel sie nur konnten. Am Ufer

stand wie vielen Firmen der einstigen DDR das Wasser am Hals. Eine Geldsammlung war im Sand verlaufen, Investoren waren nicht in Sicht. Ich kaufte mir, um nicht mehr «Helmut» gerufen zu werden, einen Hut aus Kaninchenhaar, eines der letzten Stücke im Regal. Er machte sich bezahlt – kaum war ich über der Brücke in Polen, rief ein Junge, der sich an einer Haus Ecke mit Kumpeln im Rauchen übte: «Hey, Indiana Jones!»



Der polnische Papst Johannes Paul II., hier auf Heimatbesuch 1979.

© Bogdan Rozyc (Pap/Alamy)

II. Fürchtet euch nicht

So ganz falsch war das nicht. Polen war ein Land der Abenteuer, eine Terra incognita für Westler, in der es kaum Touristen gab. Es war in dieser Zeit, als ich und meine damalige Frau, eine Polin, bei einem befreundeten Schweizer Paar eingeladen waren. Der Abend war abwechslungsreich, mittendrin erbrach sich ihr Kleinkind über dem Esstisch, was dem anregenden Gespräch keinen Abbruch tat. Sie wollten wissen, wie es uns in Polen so geht, und er, ein Historiker, war peinlich berührt, als seine Frau, ebenfalls mit Hochschulabschluss, bekannte, sie wisse nicht, wo Polen liege und an welche Länder es grenze. Bis heute sind der Westen und Osten Europas getrennt, nicht zuletzt aufgrund der Zeitenwende von 1968. Für den Westen ist es das Jahr der Studentenrevolte, der Befreiung vom Mief der Sechzigerjahre, dem Protest gegen den Vietnamkrieg, der freien Liebe und der Frauenemanzipation. Für den Osten steht dasselbe Jahr für russische Panzer in Prag, die Niederschlagung des

Prager Frühlings, der Reformen von Alexander Dubcek, des Generalsekretärs der tschechoslowakischen Kommunisten, der das Volk hinter sich hatte. Wer im Westen in Freiheit lebt, hat keine Vorstellung davon, was es heisst, Feinde zu haben. Die Furcht vor den Russen ist nicht nur uns Schweizern so fremd, dass Putins Angriffskrieg wie ein Blitz aus heiterem Himmel eingeschlagen hat.

Als ich im Sommer 1993 einen Sprachkurs an der Uni Krakau absolvierte, dämmerte mir, wie wenig sich Westler um die Erfahrungen der Völker des Ostens scheren. In der Klasse waren junge Frauen und Männer aus dem Baltikum und der Ukraine; ein österreichischer Student, ein deutscher Banker und ich waren die Einzigen aus dem Westen. «Schindlers Liste», der in Krakau gedrehte Film von Steven Spielberg, war eben ins Kino gekommen. Als Janina, die Konversationslehrerin, fragte, was wir davon halten würden, streckte ich als Einziger auf, da niemand sonst ihn gesehen hatte. Ich radebrechte auf Polnisch, ich fände

ihn gut, weil er zeige, dass jemand Widerstand leistet und die viel beschworene Ohnmacht widerlegt, man hätte gegen die Nazis ja nichts tun können. Janina, eine schüchterne Person, lief rot an und stiess hervor, ihr gefalle der Film nicht, es sei immer dasselbe, wenn es um Polen gehe, Juden und Deutsche und sonst nichts und niemand. Ich dachte, da ist er jetzt, der polnische Antisemitismus. Als ich sie hernach besuchte zur wöchentlichen Privatstunde, kam sie auf das Thema zurück. Ihr Mann war Jude, von Beruf Psychiater, und sie beide engagierten sich seit Jahren, Spuren der jüdischen Kultur in Krakau zu suchen und den Einwohnern bewusst zu machen, was verloren gegangen war mit der Auslöschung der einstigen Mitbürger. Ihr Zorn hatte weniger mit Spielbergs Film zu tun als mit der Tatsache, dass das Leid und die Opfer der Polen im Krieg niemanden interessierten.

Kaum einer meiner deutschen Freunde ist je in Polen gewesen, eine Zugstunde von Berlin entfernt. Diejenigen, die es waren, empörten

sich gern über den polnischen Patriotismus und die Macht der katholischen Kirche. Dass ein Volk, dessen adlige Frauen hundertfünfundzwanzig Jahre nur Schwarz getragen haben zur Trauer, dass es Polen nicht mehr gab, nachdem Russland, Preussen und Österreich das Land unter sich aufgeteilt hatten, nahmen sie – gebildet aber geschichtsvergessen – nicht wahr. Ebenso nicht, dass es damals und später während der kommunistischen Diktatur die katholische Kirche gewesen ist, die die Fackel der Freiheit hochgehalten hat. Während sich die westliche Elite der Linken mit der Teilung Europas arrangiert hatte, mochten sich der polnische Papst Johannes Paul II. und der amerikanische Präsident Ronald Reagan nicht damit abfinden. Sie unterstützten den Führer der Opposition Lech Walesa, die engagierten Intellektuellen und die streikenden Arbeiter tatkräftig in ihren Befreiungskampf mit eingeschmuggelten Schreibmaschinen, Fotokopierern und Druckern. Als der Papst auf seiner Pilgerreise 1979 vor Millionen von Polen predigte, war sein erster Satz: «Fürchtet euch nicht.» Es war der Aufruf zum zivilen Ungehorsam, der Auftakt zur Gründung der illegalen Gewerkschaft Solidarnosc, die innert zwei Wochen zehn Millionen Mitglieder zählte, die der Herrschaft der Kommunisten ein Ende setzen wollten, unbeeindruckt vom drohenden Einmarsch der Russen. Am 13. Dezember 1981 wurde der Kriegszustand über das Land verhängt, zehntausend Gewerkschaftsmitglieder wurden interniert, Hunderte des Verrats, der Subversion und der Konterrevolution angeklagt. Es war der Papst, der seinen Landsleuten Mut machte durchzuhalten, den Skandal der Unfreiheit nicht hinzunehmen und Gut und Böse beim Namen zu nennen. Die Polen haben gewusst, was das «Reich des Bösen» ist, von dem Ronald Reagan redete, der im selben Jahr ins Weisse Haus gewählt worden war. Was Reagan am 12. Juni 1987 in Berlin vor dem Brandenburger Tor sagte, wurde im Osten mit Begeisterung und im Westen mit Bestürzung aufgenommen: «Herr Gorbatschow, reissen Sie diese Mauer nieder!» Er beliess es nicht dabei, sondern setzte sich mit dem russischen Amtskollegen zusammen, dem er vertraute, im Gegensatz zu seinen engsten Beratern wie Dick Cheney; Gorbatschows Reformkurs von «Glasnost» und «Perestroika», erkannte Reagan, war kein Täuschungsmanöver. Nicht nur Laien sind geschichtsvergessen. Es

spricht Bände, dass es bis 1996 kein Werk eines bedeutenden westlichen Historikers gab, der eine Geschichte Europas unter Einschluss des Ostens vorgelegt hätte. Europäische Geschichte befasste sich bis dahin mit dem vertrauten, fortschrittlichen Westeuropa und blendete den «rückschrittlichen» Osten aus. Mit seinem Monumentalwerk «Europe. A History» hat der britische Historiker Norman Davies Neuland betreten und erstmals den ganzen Kontinent in den Blick genommen. Wie die Lektüre von Büchern Wissen verschafft, dank dem man die Welt aus einer neuen Perspektive sieht, sieht man nach Reisen in fremde Länder die eigene Heimat mit neuen Augen. Garantiert ist dies selbst bei den reisefreudigen Schweizern nicht, die es für selbstverständlich halten, in Freiheit in einem Rechtsstaat zu leben, und dabei ignorieren, wie krass der Unterschied ist zur Willkürherrschaft anderswo.

III. Nach Osten

Während fünf Jahren war ich der Oder und der Neisse entlang gereist, der Grenze, die das Tor zu einem Osten war, den kaum ein Westler kannte. Ich war ein Exot, aber überall willkommen; in Polen, weil ich Polnisch sprach, in Ostdeutschland, weil ich Schweizer und kein «Wessi», kein verhasster Westdeutscher war. Ich hatte vor, als Nächstes Polens Ostgrenze zur Ukraine zu erkunden, verbrachte indes zehn Jahre in Amerika und verschob den Plan. Im Spätherbst 2013, als hellsichtige Köpfe erkannten, dass die Ukraine der geopolitische Brennpunkt Europas werden würde, beschloss ich, das Land zu erkunden, von dem kaum jemand mehr wusste, als dass Tschernobyl der Ort der Nuklearkatastrophe war. Als der Schaltheimerbeamte am Spandauer Bahnhof in Berlin das Ticket zur Fahrt in die Ukraine über den Tresen schob, meinte er leutselig: «Nehmen sie genug Kondome mit!» Ich hatte Bücher über Geschichte, Land, Leute und Kultur gelesen, Kontakte geknüpft und kam im Februar 2014 in Lwiw an, als die Schergen von Präsident Janukowitsch auf dem Maidan in Kyjiw ein Blutbad anrichteten. Als der Autokrat sich nach Russland absetzte, machten Gerüchte die Runde, die Russen streckten ihre Finger nach der Krim aus. Mein Plan, gemächlich von West nach Ost zu reisen, hatte sich zerschlagen. Ich nahm den letzten Flug nach Simferopol, die Maschine voller Journalisten und TV-Crews mit Kameras, Stativen und Leuchten. Per Bus

fuhr ich nach Sewastopol, dem Stützpunkt der russischen Schwarzmeerflotte auf der Halbinsel. Am Wachposten flatterte die russische Fahne, vier Typen in Tarnanzügen durchsuchten die Gepäckablagen.

Tage zuvor hatte ich mich in Kyjiw mit einer jungen Historikerin getroffen. Kateryna war eine zurückhaltende Person, die ihre Worte sorgfältig wählte, unterlegt mit feiner Ironie. «Die Ukraine ist der Phantomschmerz Russlands», sagte sie lächelnd in dem Café, wo es nach Kuchen roch und nicht nach Krieg wie ein paar Strassen weiter auf dem Maidan. Kyjiw, die «Mutter der russischen Städte», sei den Zaren seit dem 17. Jahrhundert der Vorwand zur «Sammlung der russischen Länder» gewesen, der Eingliederung der Ukraine in ihr Reich. Putin sollte noch eins draufsetzen, als er nach der Annexion der Krim sagte, Russland und die Ukraine seien «eine Nation». In absehbarer Zukunft, fürchtete Kateryna, würde der neue Zar sich alles holen.

IV. Dreiundsechzig Tage

Dass es nicht nur die Unkenntnis ist, die Westler von Ostlern trennt, erlebte ich an einem Sonntagnachmittag bei Irena, die sich so empört hatte, eine Flasche westliches Putzmittel zum Kultgegenstand erhoben zu haben. Sie lud jeden Sonntag zu einem Salon in ihrem Haus in Warschau. Bei einer Flasche Wodka, Häppchen von Heringen, Tee, Kaffee und Kuchen trafen sich Schriftsteller und Wissenschaftler, junge Poeten und gestandene Theaterleute. Helga, eine deutsche Journalistin, die bei ihr ein Zimmer hatte, war oft dabei, einmal mit ihrem Freund. Sie fragte Irenas Bruder Janek, ob er als Kameramann mitmache bei einem Film, den sie drehen wollte. Als sie dessen zustimmende Antwort ihrem Freund übersetzte, fragte der süffisant, ob dieser Janek schon einmal eine Kamera in der Hand gehabt habe. Janek, 65-jährig, war ein in Polen berühmter Filmemacher, und Helgas Freund war Joachim Gauck, der spätere Bundespräsident und damalige Bundesbeauftragte für die Stasi-Unterlagen, die «Gauck Behörde». Er, der aus der DDR kam, war nicht der Einzige, für den die Polen und die nicht deutschen Osteuropäer Hinterwäldler waren. Zwischen Kaiser Otto III. und Richard von Weizsäcker, während tausend Jahren, hat kein deutsches Staatsoberhaupt Polen eines Besuchs für würdig erachtet. Von Friedrich

dem Grossen bis zu Hitler haben Deutsche aller politischen Lager, einschliesslich der Kommunisten, die Existenz Polens für überflüssig gehalten. Helga hingegen, die Irenas Freundin geworden war, war begeistert von Polen. Das hielt ein paar Jahre, bis sie sich auf die Seite der deutschen Heimatvertriebenen schlug, worauf Irena ihr das Zimmer und die Freundschaft kündigte.

Im Krieg hatte Polen fast die Hälfte seines Staatsgebietes verloren; mit Hitlers Hilfe hatte Stalin auch Teile der Ukraine, Weissrusslands und die baltischen Staaten der Sowjetunion einverleibt. Als an der Konferenz der «Grossen Drei» in Teheran Stalin sagte, Polen müsse bis an die Oder reichen, stimmte Churchill zu. Doch während er noch auf ein unabhängiges demokratisches Polen als Bollwerk gegen den Kommunismus hoffte, hatte «Onkel Joe» schon sein künftiges Imperium vor Augen, mit Marionettenregierungen unter seinem Diktat. Ende 1944 rückte die Rote Armee in Richtung Oder vor, und als die Alliierten 1945 in Potsdam der Grenzziehung zustimmten, war nicht nur ganz Polen, sondern auch der Osten Deutschlands von ihr besetzt. Während die kommunistische Propaganda nach dem Krieg die deutsch-polnische Freundschaft beschwor, die beiden Völker zu «Brudervölkern» und die Grenze zur «Friedensgrenze» erklärte, wurde dafür gesorgt, dass diese sechsunddreissig Jahre geschlossen blieb in den fünfundvierzig Jahren bis 1989. Nach der Gründung von Solidarnosc hatte die DDR alle Brücken zu Polen gesperrt, um ihre Bürger vor der «Solidaritätspest» zu schützen. Erich Honecker, der Staatsratsvorsitzende, hatte in Moskau auf eine militärische Intervention gedrängt und die Unterstützung der Nationalen Volksarmee zur Niederschlagung des polnischen Aufstandes angeboten. Trotz des langen Kusses auf den Mund, den ihm Leonid Breschnew im Jahr davor zum dreissigjährigen Jubiläum der DDR gegeben hatte, schlug der russische Generalsekretär und Staatschef die Bitte ab. Polen hatte im Krieg gemessen an der Einwohnerzahl die höchsten Verluste erlitten, ein Fünftel der Bevölkerung. Rund sechs Millionen, davon drei Millionen Juden, waren Hitlers «Generalplan Ost» zum Opfer gefallen, der Auslöschung des europäischen Judentums und der Versklavung, Vertreibung und Vernichtung der «slawischen Untermenschen». Jedes polnische Geschichtsbuch zitiert Heinrich



Pussy-Riot-Mitglieder Marija Aljochina und Nadeschda Tolokonnikowa.

© Max Streltsov (Saltimages/Laif)

Himmlers Order: «Für die nichtdeutsche Bevölkerung des Ostens darf es keine höheren Schulen geben als die vierklassigen Volksschulen. Das Ziel dieser Volksschulen hat lediglich zu sein: einfaches Rechnen bis höchstens 500, Schreiben des Namens und eine Lehre, dass es ein göttliches Gebot ist, den Deutschen gehorsam zu sein und ehrlich, fleissig und brav zu sein.» Im westeuropäischen Bewusstsein ist der deutsche Überfall auf Polen vom 1. September 1939 ein historisches Datum; dass zweieinhalb Wochen später die Rote Armee in Ostpolen einfiel, hingegen nicht. Während der sowjetischen Herrschaft wurden 1,25 Millionen Polen in Viehwagen nach Sibirien und Zentralasien deportiert, wo sie in Arbeitslagern, Gefängnissen und Zwangssiedlungen verelendeten oder umkamen. «Feinde der Revolution» wie Lehrer, Richter und Geistliche wurden an Ort und Stelle liquidiert; wie Hitler war auch Stalin entschlossen, die polnische Führungsschicht auszulöschen. Katyn, Twer und Charkiw, wo im Frühjahr 1940 25 000 polnische

Offiziere vom sowjetischen NKWD per Kopfschuss ermordet wurden, sind noch immer keine Orte im europäischen Gedächtnis.

Den Heldenmut der Ukrainer, ihr Leben zu geben im Kampf um die Freiheit, versteht niemand besser als die Polen. Als ich in Lodz wohnte, befreundete ich mich mit meinem Nachbarn, der Herzchirurg und Direktor der Klinik war. Antek, immer mit Anzug und Krawatte, hatte im Sommer 1944 als Siebzehnjähriger am Warschauer Aufstand gegen die deutsche Besatzung teilgenommen. Dreiundsechzig Tage hatte der verzweifelte Kampf gedauert. Die Rote Armee stand auf der anderen Seite der Weichsel und wartete, bis die Deutschen – auf Himmlers Befehl – Haus um Haus gesprengt, die Stadt dem Erdboden gleichgemacht und 180'000 Einwohner getötet hatten. Russland, hatte Antek am eigenen Leib erfahren, ist nie der grosse Bruder gewesen, der dem kleinen Bruder beisteht. Während Hitlers «Tausendjähriges Reich» 1945 am Ende war, hielt die Sowjetunion ihre Kolonien in

Europa bis 1989 unter der Knute. Dass der Aufstand gegen die deutsche Übermacht keine Chance gehabt hatte, war Antek bewusst. Doch er beharrte darauf, dass nicht zwangsläufig sinnlos gewesen ist, was aussichtslos war.

V. Lenin-Strasse

Kateryna, die Historikerin in Kyjiw, hatte mir auf meiner Reise 2014 den Kontakt zu einer Russin auf der Krim vermittelt. Ich traf sie in Sewastopol in einer Kantine, wo wir ukrainischen Borschtsch löffelten. Olga, eine lebhafteste Frau in ihren Sechzigern, war viel herumgekommen. Sie arbeitete auf einem Kreuzfahrtschiff, machte Stadtführungen, organisierte Konzerte und Vorträge. Aus Irkutsk in Sibirien stammend, lebte sie seit vierzig Jahren auf der Krim. Sie hatte sich die «grünen Männchen» angesehen, die Panzer, die vor der Stadt aufgefahrene waren, die Armee ohne Kennzeichen, die der Kreml nicht geschickt haben wollte. Als sie ihren Verwandten in Russland via Skype davon berichtete, glaubten diese ihr nicht.

Sie fuhr nach Kyjiw, um zu prüfen, ob wirklich Nationalisten, Faschisten und Antisemiten die Macht übernommen hätten, wie die russische Nachrichtenagentur RIA Nowosti berichtete, die den Boxer und Oppositionspolitiker Witali Klitschko Schwuchtel titulierte, behauptete, die Schweden praktizierten Sex vom Alter von neun Jahren an und die Europäische Union sei ein Verein von Päderasten. «Selbst meine Schwester und mein Bruder glaubten mir nicht, was ich gesehen hatte; dass dies nicht wahr war. Sie glauben, was Putin sagt.»

Von der Krim war ich weiter nach Luhansk gereist. Zwanzig Kilometer von der russischen Grenze entfernt, liess die Stadt nicht das Gefühl aufkommen, in Europa zu sein wie in

Experimentierfeld einer direkten Demokratie. Das Michaelskloster hatte ein Lazarett eingerichtet, ein Gastrounternehmer in seinen Restaurants die Aktivisten gratis verköstigt, ein McDonald's-Manager seine Filiale der Zentrale für den psychologischen Dienst und das Technikzentrum zur Verfügung gestellt. Frauen im Pelzmantel hatten beim Barrikadenbau zugegriffen, greise Mütterchen waren mit nichts als einem Apfel, einer Zwiebel oder einer Kanne heissen Tees gekommen. «Es war wie ein Ameisenhaufen», hat Kateryna gesagt, persönlich bewegt wie als Historikerin fasziniert von der Weise, in der es anging. «Alles lief durcheinander, aber irgendwie gezielt, eine spontane Selbstorganisation, die funktionierte.»

«Herr Gorbatschow, reissen Sie diese Mauer nieder!»

Lwiw, dem galizischen Lemberg, das zum Habsburgerreich gehört hatte und aussieht wie eine Miniaturausgabe von Wien mit seinem Kopfsteinpflaster, den verspielten Cafés und einladenden Geschäften. In der Lenin-Strasse trieb ein wüster Wind Staub in die Augen, das Café Chillout war mit Spanplatten vernagelt, auf der mit leeren Wodkaflaschen übersäten Böschung lag ein Hundekadaver. Der Gründer der Sowjetunion, der in Kyjiw gestürzt worden war, stand hier noch auf dem Sockel und sah über alles hinweg in ein Jenseits, das nicht zum Paradies auf Erden hatte werden wollen. Panzer thronten auf massigen Sockeln, in der Kneipe hingen Kalaschnikows an der Wand, und in der Bar flimmerten auf Flachbildschirmen Endlosschleifen mit sich um rassige Autos räkelnden halb nackten Frauen. Ein gedrungener Mann in schwarzer Bomberjacke, der meinen Weg kreuzte, zeigte mir die Faust und schrie «Russland, Russland!». Doch auch jetzt, wo russische Truppen im Land stehen, will die grosse Mehrheit weder im Osten noch im Süden «heim ins Reich» von Russland. Die Jugend weiss, dass ihre Zukunft nicht in einem von Moskau abhängigen Armenhaus liegt, in dem sie keine Chance haben, aus ihrem Leben etwas zu machen.

In Kyjiw war seit der Orangen Revolution von 2004 der Maidan Brutstätte und

In den dramatischen Tagen des Euromaidan 2014, die ich in der Stadt verbrachte, herrschte Kriegsstimmung. Überall standen Barrikaden aus Fässern und Brettern, abgebrannte Gebäude gähnten mit leeren Fenstern, der Gestank geschmolzener Reifen hing in der Luft. Militante Selbstverteidiger vom «Prawyi Sektor» trugen Kampfanzüge, einen Knüppel am Gurt und sammelten Geld für Waffen. Auf der endlos langen Rolltreppe aus dem Untergrund der U-Bahn-Haltestelle «Maidan» skandierten Gruppen hinauf fahrender junger Männer «Ruhm der Ukraine!», worauf Herunterfahrende antworteten mit «Tod den Feinden!».

VI. Die Mauer fällt

Wie man sich täuschen kann über die Zukunft einer Zeitenwende, erlebte ich, als ich Anfang Oktober 1989 den Auftrag hatte, den deutschen Historiker Sebastian Haffner für ein Interview über die politische Lage Europas anzufragen. Damals, vor dem Internet, ging das per Schneckenpost. Er schrieb zurück, sagte zu, gab mir seine Telefonnummer und schlug als Termin den 9. November vor. Ich dankte, legte auf und sass drei Wochen später im Flugzeug nach Berlin, als der Pilot über das Mikrofon informierte, die Mauer sei gefallen. Als ich in der dunklen, grossen Berliner Wohnung den Gelehrten antraf, sass er

vor dem Fernseher. Seine Haushälterin servierte Kaffee und Gebäck, während die Nachrichten Massen von Menschen um und auf der Mauer zeigten, die jubelten, einander umarmten und mit Meisseln Souvenirs aus dem Beton hämmerten. Zur Zukunft Deutschlands gefragt, meinte der Gastgeber, es werde wohl bei zwei Staaten bleiben; nun, da die Ostdeutschen die Freiheit hätten, ins Ausland zu reisen. Er würde eine Wiedervereinigung nicht begrüssen, sagte er, weil Deutschland zu gross sei für Europa und das Gleichgewicht der Mächte erneut gestört würde. Sein Argument leuchtete mir ein, und ich blieb skeptisch, als ich mich durch die lärmenden Volksmassen drängte nach Ostberlin zum Brandenburger Tor, dem manche sich zögernd näherten, als erwarteten sie, niedergeschossen zu werden und aus ihrem Traum zu erwachen.

VII. Das beste Jahr

Es hat mich immer erstaunt, dass die Revolution von 1989, die Rückkehr des «gekidnappten Westens», wie Milan Kundera es nannte, in der Schweiz – im Unterschied zu Deutschland und einem Grossteil der Welt – oft mit einem Schulterzucken zur Kenntnis genommen wurde. Adolf Muschg, der Star der Schweizer Intelligenzija, bedauerte in einer Talkshow mit dem deutschen Historiker Michael Stürmer, dass es nun keine Alternative mehr gebe zum westlichen Kapitalismus. Sich richtig freuen über die wiedererlangte Freiheit von Abermillionen von Menschen konnte er nicht, und die Hartnäckigkeit von Stürmer, der die angeblich positiven Bilanzposten des realen Sozialismus mit einer Kanonade von Fakten zertrümmerte, besserte Muschgs Stimmung nicht. In meinem Bekanntenkreis war es nicht viel anders. Bewegt waren wenige, Bedenken hatten viele. Noch Jahre nach der Revolution wurde ich misstrauisch gefragt, ob es den Polen, den Ungarn oder den Tschechen denn jetzt etwa besser gehe. Dass die Osteuropäer in Freiheit, Sicherheit und Wohlstand leben wollten wie sie, die Bedenkenträger, war ihnen suspekt. Sie nahmen nicht wahr, dass die «Samtene Revolution» in ihrer Bedeutung der Französischen von 1789 nicht nachsteht; dass 1989 nicht nur ein Jahrhundertjahr, sondern eines der besten in der Geschichte Europas überhaupt ist. Das Europa der siebenundzwanzig Länder der EU ist das friedfertigste seit Menschengedenken; die Jugoslawienkriege von 1991 bis

2001 sind ein Mahnmal an frühere Zeiten, der jetzige Krieg in der Ukraine die Lektion, dass friedfertig zu sein nicht heisst, keine Feinde zu haben. Dessen ist sich die politische Linke wie die politische Rechte kaum bewusst gewesen. Nun haben viele Linke eine Kehrtwende vollzogen, schämen sich für ihren Irrtum, leugnen ihn oder treten auf, als wären sie schon immer auf der richtigen Seite gestanden. Der deutsche Psychologe, ein Achtundsechziger, der einst alte Zöpfe abschneiden wollte und den Rossschwanz noch immer trägt, schalt die Nato aggressiv und Amerika das «Reich der Blöden»; nun schweigt er und sucht das Thema zu vermeiden um des Friedens willen. Der schweizerische Berufskollege, der sich nicht hervortat mit Plädoyers für eine starke Armee, die Nato und Amerika, feiert jetzt überschwänglich den Kampfesmut der Ukrainer, als seien sie eine lokale Fussballmannschaft, die in die Bundesliga aufsteigt. Nur die dänische Philosophin war bestürzt auch darüber, selber naiv und gutgläubig gewesen zu sein und weitergelebt zu haben, als wäre nichts passiert zuvor in Tschetschenien, Georgien, der Krim und dem Donbass. Manche Rechte nehmen noch heute Putin in Schutz, verherrlichen ihn gar und verharmlosen oder leugnen, was in der Ukraine passiert und zigtausendfach dokumentiert ist. Fake-News-Junkies, die kein Sachargument kurieren wird, sind sie eine Minorität, die auf die westliche Russlandpolitik im Gegensatz zur Linken kaum Einfluss hatte.

Als der KGB, dessen Offizier Putin war, im Moskauer Putsch vom August 1991 Gorbatschow zu stürzen versuchte, erklärte das ukrainische Parlament die Unabhängigkeit; neunzig Prozent votierten in der Volksabstimmung dafür. Noch im selben Monat wurde die UdSSR aufgelöst, und das letzte koloniale Imperium der Welt war Geschichte. Putin, der 1989 in Dresden mit der Vernichtung von sowjetischen Codebüchern im Garten der KGB-Filiale seine «dunkelste Stunde» erlebte, erklärte diese Befreiung zur «grössten geopolitischen Katastrophe des Jahrhunderts». Doch was Putin fürchtet, ist weder die Nato noch Amerika oder der Westen generell, sondern die Geburt einer neuen Demokratie in der unmittelbaren Nachbarschaft, die sein Volk ermutigen könnte, endlich aufzustehen. Die Ukraine ist nicht nur der Phantomschmerz Russlands, wie Kateryna gesagt hat, sie ist auch die Zeitbombe,

die der Herrscher im Kreml entschärfen muss, will er an der Macht bleiben.

Bis anhin hatte die Schweiz mit Deutschland gemeinsam, dass beide Staaten kein Konzept von einem Feind haben. Deutschland wollte sich aufgrund seiner Gewalttaten gegen angebliche Feinde jedweder Art mit seinem «Nie wieder Krieg» von jedem Waffengang dispensieren; die Schweiz, in der seit über hundert-siebzig Jahren Frieden herrscht, hat keinen Feind und blieb selbst in den zwei Weltkriegen unversehrt. Dass beide Staaten, ohne die geforderte Gegenleistung zu entrichten, unter dem Schutzschirm der Amerikaner stehen, haben die meisten erst wahrgenommen, seit es in der Nachbarschaft Raketen regnet. Beide verstehen sich auch nicht auf Geopolitik. Das tun nur die Briten, die Amerikaner, die Chinesen und einzelne weitere. Die Unterschiede springen ins Auge in der Frage, wie man reagieren soll, wenn Putin mit Nuklearraketen droht. Führt die Drohung dazu, zurückzukrebsen mit der Lieferung schwerer Waffen an die Ukrainer, hat nicht nur Putin gewonnen. Mit ihm lernen die Autokraten rund um die Welt, dass der Westen schwach ist, sich erpressen lässt und einen selber stärker macht. Der Rüstungswettlauf hat bereits begonnen, das Risiko atomarer Katastrophen nimmt zu. Es gehört zur Ironie der Geschichte, dass eine der grössten geopolitischen Katastrophen des vergangenen Jahrhunderts von der Schweiz aus eingeleitet wurde. Die russische Oktoberrevolution, Lenins Putsch – eine Zeitenwende – hat ihre Wiege in der Zürcher Spiegelgasse 14, in jener Wohnung Lenins, neben der achtzig Jahre zuvor Georg Büchner gelebt hatte, der in «Dantons Tod» seherisch mit dem Fluch auch dieses gewalttätigen Umsturzes abrechnete.

Als in Libyen 2011 der Bürgerkrieg ausbrach, war ich bei einem meiner Freunde in Kalifornien zu Besuch. Otto hatte den Fernseher angehabt als ich kam, mich angeblickt und gesagt: «Wir müssen etwas tun.» Mit «wir» meinte er sein Land. Dieses «wir müssen» habe ich immer wieder gehört in den USA, nicht das «man sollte», das man anderswo gewohnt ist: Beim Protest der «Grünen Bewegung» in Teheran 2009 gegen den Wahlbetrug, bei den Demonstrationen im Arabischen Frühling 2011 auf dem Tahrir Platz in Kairo, beim Tiananmen-Massaker 1989 in Peking, als die protestierenden Studenten vis-à-vis dem Mao-Porträt über dem Eingang zur Verbotenen Stadt die

«Göttin der Demokratie» aufgestellt hatten, inspiriert von der New Yorker Freiheitsstatue. Es waren die Amerikaner, die mit der Bombardierung von Serbien den versuchten Genozid an Muslimen in Bosnien und Albanien im Kosovo gestoppt haben. Kein europäischer Staatsmann, sondern Bill Clinton wurde in Pristina mit einer Statue geehrt. Nun sind es wieder sie, die mit dem Präsidenten Joe Biden als Ordnungsmacht amtieren; die «indispensable nation», wie Madeleine Albright sagte, Clintons Aussenministerin, die 2022 Putin traf und berichtete, der Mann sei «entschlossen, die auseinandergebrochene Sowjetunion zu alter Grösse zurückzuführen». Wie die Osteuropäer, haben auch die Amerikaner realisiert, dass der Truppenaufmarsch Russlands an der Grenze zur Ukraine keine Drohkulisse, sondern der Auftakt zum Krieg war. Es ist Amerika, das die Brandherde in Europa löscht, das mit Raketen zündelnde Nordkorea observiert, das von China bedrohte Taiwan und das von Antisemiten umzirkelte Israel schützt. Immer wieder habe ich mit Freunden und Bekannten gestritten über die Führungsrolle der USA und die Nato, die sie beschuldigten, Russland betrogen zu haben mit der Versicherung, das Bündnis der Verteidigungsgemeinschaft nicht nach Osten zu erweitern. Mit der Öffnung der Archive der Regierungen von Helmut Kohl, George Bush und Bill Clinton, den publizierten privaten Aufzeichnungen und Briefen der aussenpolitischen Akteure wie Hans-Dietrich Genscher, Eduard Schewardnadse, James Baker und Michail Gorbatschow ist geklärt, dass die Sowjetunion 1990 nicht wie behauptet vom Westen über den Tisch gezogen wurde. Nicht die Nato hat missioniert, sondern die Polen, die Balten und die Ukrainer haben den Beitritt zum Militärbündnis gewollt, für das der Angriff auf eines seiner Mitglieder ein Angriff auf alle ist.

VIII. Cool KGB

Wie absurd und beschämend die noch heute verbreitete Verharmlosung der kommunistischen Diktaturen und ihrer Nachfahren ist, war ein Thema, über das ich mich in Washington 2003 während des Irakkriegs mit Anne Applebaum unterhielt. Mitglied der Chefredaktion der «Washington Post», zeigte sie mir deren Grossraumbüro, das noch genau so aussah wie im Film «All the President's Men» von 1976 über Watergate, worin Robert Redford

und Dustin Hoffman das Journalistenteam spielen, das Präsident Richard Nixon – «Tricky Dick» – zu Fall bringt. Applebaum hatte eben «Gulag. A History» veröffentlicht, die erste Gesamtdarstellung der sowjetischen Arbeits- und Konzentrationslager. Sie erzählte, wie verwundert sie war, als sie in Prag über die Karlsbrücke ging, wo ihre Landsleute entzückt kauften, was die Souvenirhändler feilboten – Anstecknadeln mit Hammer und Sichel, dem Porträt von Lenin und sonstige Devotionalien des Sowjetkommunismus. Lachend hätten sie sich T-Shirts übergestreift mit dem Emblem des russischen Geheimdienstes KGB. Niemandem von ihnen, sagte Anne, wäre es in den Sinn gekommen, sich mit dem Bildnis von Hitler oder dem Hakenkreuz zu schmücken. In Berlin, wo ich öfters bin, ist es nicht anders. Embleme der Sowjetunion und von Rotchina gelten als cool; Diktaturen, die einen Leichenberg aufgehäuft haben, der den von Hitlerdeutschland bei weitem überragt. KGB-Bars und -Bistros gibt es zuhauf, und Mützen und Anzüge im Stil von Mao Zedong sind ein Renner nicht nur in der Bundesrepublik. Sich zu kleiden wie einer der grössten Massenmörder der Weltgeschichte, der sich laut seinem Leibarzt Li Zhisui jede Nacht Bauernmädchen kommen liess, um sie zu entjungfern und deren Vaginalsekret als Verjüngungsmittel zu konsumieren, löst keinen Alarm politischer Korrektoren aus.

IX. Kleine Fische

Weshalb haben so viele im Westen so wenig Verständnis dafür, was es bedeutet, unfrei zu sein? Den Verlust von Hab und Gut, von Leib und Leben kann man nachfühlen, die verbreitete Armut weckt Mitleid, doch Empathie für Menschen, die in Unfreiheit leben, ist rar. Was Freiheit ist, weiss nur, wer im Gefängnis ist, ob im Strafvollzug oder in einer Diktatur; in Ländern ohne eine unabhängige Justiz, ohne freie Wahl und Abwahl der Volksvertreter, ohne Reise-, Meinungs- und Versammlungsfreiheit, wo man gegen die Regierung demonstrieren darf und dabei von der Polizei geschützt und nicht verprügelt wird. Friedrich Dürrenmatt, der grosse Nachkriegsschriftsteller, der die moralischen Dilemmata der Deutschen früher thematisiert hat als diese selber; der Dramatiker und geniale Denker, der in seinen Stücken, Essays und Erzählungen dem Menschen in seinen Widersprüchen den Spiegel vorhält –



2004 gingen Ukrainer:innen für faire Wahlen auf die Strasse. Deutschland plante derweil mit Russland die Pipeline Nord Stream 1.

© Joe Klamar (AFP)

selbst er hat, als der spätere Staatspräsident der Tschechoslowakei Vaclav Havel zu Besuch war, dem ehemaligen Gefängnisinsassen erklären wollen, weshalb auch die Schweiz ein Gefängnis sei. Seine Laudatio auf den mit dem Gottlieb-Duttweiler-Preis 1990 für seine Zivilcourage geehrten Dissidenten blendet zwar nicht aus, dass in dessen Land unter sowjetischer Herrschaft Regimegegner in Konzentrationslagern gesteckt, gefoltert und hingerichtet wurden. Wir Schweizer, sagte Dürrenmatt, hätten uns jedoch freiwillig in ein Gefängnis geflüchtet. Er spielte dabei auf den Fichenskandal an, der 1989 platzte und enthüllte, dass der Staat zahlreiche Bürger, Pazifisten, Feministinnen, Umweltschützer, in Jugendbewegungen Engagierte, Exponenten der Linken sowie

Schwächen hinzuweisen, damit es sich nicht in Selbstgefälligkeit suhlt. Merkwürdigerweise tun das manche, ob links oder rechts, nur um den Preis der Verharmlosung oder gar Idealisierung der Gegner ihrer Heimat; Staaten, in denen die Menschenrechte nicht gelten. Für Noam Chomsky, den Amerikaner, der keine Gelegenheit auslässt, sein Land zu geisseln, ist der Westen schuld am Ukrainekrieg, habe Putin doch seit dreissig Jahren vergeblich auf die «Sicherheitsbedenken Russlands» hingewiesen. Ins gleiche Horn stossen Phyllis Bennis, die Kämpferin gegen den amerikanischen Imperialismus, und Naomi Klein, die einflussreiche Aktivistin gegen den Kapitalismus und die Globalisierung. Dass die Ukraine souverän ist wie ihr Land, dass deren Volk zum Westen ge-

Kriegen Russlands in Tschetschenien, Georgien und Syrien noch vom Raub der Krim von ihrem Kurs abbringen lassen. Auch nicht, als die Gazprom im Januar 2006 Georgien den Gashahn zudrehte, im kältesten Winter seit zehn Jahren. Hätten sie auf die Kritik der USA und der Grünen im eigenen Land gehört, wären die Ostseepipelines Nord Stream 1 und Nord Stream 2 nicht gebaut worden; hätten sie die Anbindung der Ukraine an die EU und die Nato nach dem Raub der Krim befördert, wären wir heute wohl nicht in der Misere, in der nun die ganze Welt ist. Die westliche Wirtschaft hat davon profitiert und dafür gesorgt, dass sich nichts ändert. Oligarchen, die hofiert, kriminelle Machenschaften, die ignoriert, Korruption, die toleriert wurde – sie waren der

«Dass jemand sein Leben riskiert für einen ideellen Wert wie die Freiheit, konnten sie nicht glauben.»

Mitglieder der kommunistischen Partei der Arbeit bespitzelt und seit 1900 rund 900 000 Dossiers angelegt hat; auch über Ausländer, vor allem jene aus Italien. Der «Schnüffelstaat Schweiz», der auch die Bürgerlichen empörte, setzte eine Kommission ein zur Untersuchung der Affäre, worauf Betroffene ihre Fichen anfordern und einsehen konnten. In meiner Fiche waren so wichtige Informationen vermerkt, wie dass ich eine Party kurz vor Mitternacht verlassen hätte, auf der Vespa mit einer Sozia, deren Identität nicht habe festgestellt werden können. In der ausserparlamentarischen Linken, zu der ich gehörte, waren nicht wenige frustriert, wenn über sie keine Fiche angelegt worden war, während andere, deren Fiche besonders dick war, ihren Stolz kaum verbergen konnten. Kein Ruhmesblatt der Schweizer Geschichte, hat dieser Skandal jedoch auch gezeigt, dass der Rechtsstaat Schweiz funktioniert. Wird die Schweiz als Gefängnis bezeichnet, wäre alles ein Gefängnis; unser Planet Erde, die Galaxie, in der sie ist, das Universum überhaupt. Wenn aber alles ein Gefängnis ist, ist nichts ein Gefängnis, weil der Begriff keinen Sinn ergibt.

Es gehört zu den Aufgaben von Intellektuellen, ihr Land zu kritisieren, auf Fehler und

hören will wie das ihre, zählen für diese Kritikerinnen nicht. Seit über hundert Jahren hat kein Staat mit Ausnahme von Hitlerdeutschland Russland angegriffen oder die Absicht dazu gehabt. Umgekehrt jedoch hat Osteuropa über Jahrhunderte die russische Gewalt zu spüren bekommen, hatte sein eigenes Schicksal nicht bestimmen können, war auf der falschen Seite des Eisernen Vorhangs und konnte sich erst befreien, als dieser fiel. Dass westliche Intellektuelle die Sünden des Westens anprangern, den Kolonialismus, Rassismus und die Ausbeutung der Dritten Welt, ist eine Tugend der Aufklärung. Begnügt man sich damit, gerät jedoch ins Vergessen, dass man nicht nur von Opfern, sondern auch von Tätern umgeben ist; ob das nun islamistische Terroristen, russische Sturmtruppen oder totalitäre Regime sind, die die Bombe in die Hand bekommen könnten. Nachdem Helmut Kohl als eingefleischter Europäer die Ostler ernst nahm, haben die Regierungen von Gerhard Schröder und Angela Merkel auf Putins Russland gesetzt, unter dem Motto einer «privilegierten Partnerschaft». Sie haben alle Warnungen aus Polen, der Ukraine und anderen Oststaaten in den Wind geschlagen, sich weder von den

Zement, der das Luftschloss der Russophilie zusammenhielt. «Wie andere auch» habe er sich geirrt, sagte nonchalant Frank-Walter Steinmeier, der amtierende Bundespräsident. Ein Freund des russischen Aussenministers Sergei Lawrow, hatte er früh Russland zu seinem Schwerpunkt gemacht, war mit Putin ungezählte Male am selben Tisch gesessen, hatte auf Wandel durch Handel gesetzt und die Moral auf seiner Seite geglaubt – was etwas merkwürdig ist für einen Mann, der die Terroristin Gudrun Ensslin eine «grosse Frau der Weltgeschichte» nannte. Was die Ukraine spezifisch betrifft, war es ein Amerikaner, der Historiker Timothy Snyder, der die Massensterbe und die Vernichtungspolitik von Nazideutschland und Stalins Russland erforscht und die Landstriche von Polen, Weissrussland, dem Baltikum und der Ukraine ins Bild gerückt hat: «Bloodlands», sein 2010 erschienenenes Buch, sollte Pflichtlektüre sein für Intellektuelle jedweder Art; Fachleute, Amtsträger und Politiker, die über den Tellerrand ihres Landes hinaussehen müssen, um kompetent argumentieren und handeln zu können. Es ist nicht zuletzt die Ignoranz der westlichen Elite, die Putin ermöglicht hat, seinen lang gehegten

Plan zu verwirklichen. In seinem 1940 in Grossbritannien erschienenen Buch «Germany. Jekyll and Hyde» hatte Sebastian Haffner das Naziregime, die Figur Hitlers und die Gesellschaft der Deutschen so brillant analysiert, dass der britische Premier Winston Churchill es zur Pflichtlektüre für die Minister seines Kriegskabinetts erklärte.

X. Niederlagen

Selbst renommierte Persönlichkeiten sind nicht gefeit gegen Misstritte den Osten betreffend, wie ich in der Jahrtausendwende erlebte, als ich eine Fellowship am Internationalen Journalisten-Kolleg der Freien Universität Berlin hatte. Wir waren fünfzehn, die eine Hälfte aus dem Osten, die andere aus dem Westen. Man war frei, an dem eingereichten Projekt zu arbeiten und Studienfächer zu belegen; Pflicht war die Teilnahme an Diskussionen, zu denen prominente Gäste eingeladen wurden. Richard von Weizsäcker kam, dessen Vater als Staatssekretär im Auswärtigen Amt nach dem Krieg wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit angeklagt und verurteilt worden war. Zum 40. Jahrestag des Kriegsendes und Zusammenbruchs der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft, hatte Weizsäcker 1985 als Bundespräsident eine Rede gehalten, die in die Geschichte einging. Erstmals wurde der Tag des 8. Mai in Deutschland als Tag der Befreiung und nicht der Niederlage begangen. Weizsäcker, ein stattlicher Herr mit einnehmender Ausstrahlung, sorgte für eine lebhaft Diskussions, bis die Kolleginnen aus Slowenien, Ungarn und Bulgarien wissen wollten, weshalb Deutschland so reserviert sei ihren osteuropäischen Ländern gegenüber. Richard von Weizsäcker widersprach, erzählte von seinen Staatsbesuchen im Osten und scherzte, wie er sich immer erst eine Litanei über das schlimme Russland anhören müssen. Damit war er unten durch bei den drei Frauen, die von seinen Verdiensten kaum etwas wussten.

XI. Dreimal Revolution

Die Ukraine ist eine «verspätete Nation», ihre Nationalbewegung ein Widerhall der Bewegungen Europas, die Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts die ständischen Gesellschaften und ethnischen Gruppen zu Nationen formten, mit dem Anspruch auf Souveränität. Im Gefolge des Ersten Weltkrieges und der Revolution in Russland zerfielen die drei

Vielvölkerimperien Osteuropas, das Russische, das Habsburgische und das Osmanische Reich. Den Ukrainern gelang es nicht wie anderen, die Chance zu nutzen. Während Tschechen, Polen, Litauer, Esten und Letten Nationalstaaten begründeten, fanden sie sich nach kurzlebigen Versuchen wieder unter der Knute fremder Mächte; der Sowjetunion im Osten, Polens, Rumäniens und der Tschechoslowakei im Westen. Seit dem Fall der Mauer hat die Ukraine drei Revolutionen durchlaufen. Bei der ersten von 1989 bis 1991 ging es um die nationale Unabhängigkeit, aber nicht um die Demokratie. Bei der zweiten, der «orangen» von 2004, ging es um die demokratische Wahl einer neuen Führung, aber nicht um das korrupte System. In der dritten, dem Euromaidan von 2014, ging es aussenpolitisch um die Abkehr von Russland hin zu Europa und innenpolitisch um die Reformierung des Systems von Regierung und Gesellschaft. In jenem Euromaidan 2014 wurde die neue Ukraine geboren. Als die Studenten gegen Janukowitschs Weigerung, das Freihandelsabkommen mit der Europäischen Union zu unterzeichnen, protestierten und brutal zusammengeprügelt wurden, kamen die Veteranen des Afghanistankrieges, um ihre Kinder zu verteidigen. Schliesslich waren Jung und Alt auf dem Maidan, aus Stadt und Land, Angehörige jeder Ethnie, Religion, Klasse und Kultur. Ethnische Russen standen auf der Bühne, prominente Juden stellten sich ins Rampenlicht, Schwule und Lesben betrieben eine Hotline für Menschen in Not, junge Feministinnen bewachten die Spitäler, um zu verhindern, dass die Verwundeten von Schergen des Regimes entführt wurden.

Der langjährige, von Erfolg gekrönte Freiheitskampf der Polen war für die Ukrainer der Ansporn, nicht aufzugeben. Doch während ihre Nachbarn mit der Gewerkschaft Solidarnosc ein geeintes Volk waren, war das in der Ukraine bisher nicht der Fall. Nun, da mit Wolodimir Selenski und seinem Stab das Land eine Führung hat, hinter der die Mehrheit des Volkes steht, könnte sich das ändern. Der jetzige Krieg wird eine wiederum neue Ukraine gebären; erringt sie den Sieg über Russland und gelingt die Annäherung an die EU, darf man hoffen, dass das Land geeinter, demokratischer und weniger von Korruption und Oligarchie geprägt sein wird.

XII. Wo Europa endet

Auf meiner Reise durch die Ukraine während des Euromaidan 2014 hatte ich in Nowi Petriwzi, einem ruhigen Vorort im Norden von Kyjiw, Janukowitschs Residenz besichtigt, das «Sultanat Meschihiria». Heerscharen erkundeten das Grundstück mit dem Wohnhaus, das aussieht wie ein Chalet, das sich am Buckingham Palace verschluckt hat. Die Besucher waren weniger empört als amüsiert über den Monumentalkitsch eines Parvenüs, für den nicht nur Geschmack eine Frage des Geldes war. Fünfzehn Euro pro Tag und Teilnehmer habe sich das Regime Kundgebungen zu seinen Gunsten kosten lassen, hat Kateryna mir gesagt, als wir über Putins Schützling sprachen.

Wo Europa endet, ist eine viel diskutierte Frage. Samuel Huntington hat in seinem Bestseller «Kampf der Kulturen» die Trennlinie zwischen West und Ost in der Ukraine entlang des Sbrutsch gezogen, der einstigen Grenze von Österreich-Ungarn und dem zaristischen Russland. Der Fluss scheidet den protestantisch-katholischen Westen vom byzantinisch-russischen Osten; für den amerikanischen Politikwissenschaftler zwei Welten, wie einst für die Griechen die Trennung am Bosphorus von Zivilisation und Barbarei. Zumindest was die Brutalität des jetzigen Krieges angeht, trifft Letzteres zu. Kriege ohne Kriegsverbrechen gibt es nicht; Gefangene werden erschossen, Frauen vergewaltigt, Zivilisten getötet und nicht-militärische Objekte zerstört. Die Bombardierung deutscher Städte durch die Alliierten in Europa und der Abwurf von Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki sind Kriegsverbrechen. Während in diesen Fällen die Eskalierung des Krieges dazu geführt hat, sind jedoch in den Kriegen der Russen in Tschetschenien, Georgien, Syrien und jetzt in der Ukraine die Kriegsverbrechen von Anfang an nicht die Ausnahme, sondern die Regel: Die militärischen Ziele sind Spitäler, Schulen und Wohnhäuser. Ich hatte 2014, als wir in dem schönen Café saßen und Kateryna sagte, Putin werde es nicht bei der Besetzung der Krim lassen, ihre Bedenken zu zerstreuen versucht und gemeint, Russland könne nicht mehr schalten und walten wie einst die Sowjetunion; eine Besetzung des ganzen Landes würde der Westen nicht zulassen. Die offizielle Einverleibung der Krim war mir dann die Lektion, dass ich trotz langer Aufenthalte in Osteuropa immer noch der naive Westler gewesen bin. Als kurz danach

Separatisten im Donbass zwei «Volksrepubliken» ausriefen und der Krieg im Land begann, wusste ich, dass Kateryna recht gehabt hat. Und dass Putin sich mit diesen Beutestücken nicht begnügen würde.

Wer keinen Schutzengel hat, ist nicht gut dran. Mir kommt dieser Tage immer wieder in den Sinn, was ich diesbezüglich auf meiner Reise entlang der deutsch-polnischen Grenze erlebt hatte. In Zittau, im Dreiländereck, war ich an einer Feier der deutschen Bundeswehr. Zwischen den Türmen der St. Johanniskirche hing ein Transparent: «Völkerfreundschaft statt Waffenbrüderschaft. Freunde brauchen keine Waffen.» Ein junger Mann drückte mir ein Flugblatt in die Hand gegen das «Gelöbnix». Es forderte die Auflösung der Nato, deren Osterweiterung «gegen den Widerstand Russlands besiegelt» worden sei, und rief auf, das «unwürdige militärische Spektakel zu stören». Als die Soldaten auf den Platz marschierten, Deutsche, Polen und Tschechen, ging ein Konzert mit Trillerpfeifen und Nebelhörnern los. Die ältere Dame vor mir, die ihren Schirm im Takt der Blasmusik hatte tanzen lassen, war aufgebracht. «Was machen Sie denn, wozu sind Sie denn da?», fauchte sie einen Heerespolizisten an. «Nichts», entgegnete der ruhig. «Rein rechtlich können wir nichts machen.» Der Bürgermeister hielt eine Rede zur Würdigung des historischen Ereignisses, der Vereidigung von Bundeswehrsoldaten im Beisein von Soldaten der Nachbarländer, die einst von der Wehrmacht überfallen worden waren. Die Zittauer Christen entfalteten ein Spruchband «Schwerter zu Pflugscharen oder Rüstungsmilliarden für sozialen Frieden» und versammelten sich in der Kirche zum «Friedensgebet». Gern würde ich wissen, ob die Demonstranten von damals heute froh sind, dass es die Nato noch immer gibt und die Polizei sie schützt und nicht ins Gefängnis wirft, wenn sie friedlich protestieren.

Wie schon die Polen, verteidigen heute die Ukrainer den Anstand; die Würde eines Lebens, das nicht auf der Lüge gründet, einen frei entscheiden lässt und nicht unter die Geißel eines Tyrannen stellt. Regimegegner, die gefoltert wurden, seien von ihren Peinigern immer wieder gefragt worden, von wem sie bezahlt würden, hat Kateryna mir gesagt. «Dass jemand sein Leben riskiert für einen ideellen Wert wie die Freiheit, konnten sie nicht glauben.» Irena, die Dame in Warschau, hätte sich mit Kateryna gut verstanden. Als sie die Neunzig

überschritt und an Körperkraft verlor, engagierte sie eine Haushälterin aus der Ukraine, die ihre Freundin wurde. Sie erzählte immer mehr von früher, dem Film «Der letzte Tag des Sommers» ihres Bruders und Kameramannes Janek, in dem sie die Hauptrolle gespielt hatte; das Werk wurde 1958 mit dem Goldenen Löwen von Venedig ausgezeichnet. Nie einem Cognac abgeneigt und Kettenraucherin, genoss sie die Komplimente und den Handkuss und verabschiedete mich nie, ohne auf kleingewachsene Männer im Allgemeinen und Putin im Besonderen zu schimpfen und mir zu gratulieren für etwas, was nicht mein Verdienst war. Sie starb 2019 im Winter, vierundneunzig Jahre jung. Sie, die ihre reaktionäre Regierung verabscheute, hätte stolz auf ihr Land sein dürfen, das Millionen von Flüchtlingen aus der Ukraine aufnimmt, Waffen und Hilfsgüter über die Grenze bringt, der Not gehorchend und bereit, zu handeln ohne langes Gerede – eine Stärke, die Ukrainer und Polen aufgrund ihrer Geschichte eigen ist wie niemandem in Westeuropa.



Den

Zürcher Journalistenpreis 2023

gewinnt

Adrienne Fichter und Ivan Ruslyannikov

für ihren Artikel

Yandex – ein Tech-Unternehmen kreiert Zombies

erschienen in der Republik am 14. Juli 2022

Zürich, 9. Mai 2023

Die Jury:



Hannes Britschgi



Lisa Feldmann



Nina Jecker



Christina Neuhaus



Paula Scheidt



Hansi Voigt



Stefan von Bergen

Preisträger



Adrienne Fichter

Adrienne Fichter ist Tech-Reporterin beim Magazin «Republik» und bei dem von ihr mitgegründeten Tech-Journalismus-Blog «Das Netz ist politisch». Sie beleuchtet Technologiethemata aus einer demokratiepolitischen und rechtsstaatlichen Perspektive. Sie absolvierte ein Masterstudium in Politikwissenschaft, Wirtschafts- und Sozialgeschichte sowie Staatsrecht an der Universität Zürich. 2009 baute Fichter als Mitgründerin und Community-Managerin das Web-Startup politnetz.ch auf, das 2012 mit dem Data Journalism Award und 2013 mit dem Grimme Online Award ausgezeichnet wurde. Von 2012 bis 2014 war sie als Social-Media-Redaktorin bei der Wirtschaftsauskunftei Orell Füssli Wirtschaftsinformationen (heute CRIF AG) tätig. Danach arbeitete sie von 2014 bis 2016 als Social-Media-Redaktionsleiterin bei der «Neuen Zürcher Zeitung» («NZZ»). Fichter war als Dozentin und Referentin an der Fachhochschule St. Gallen und der Universität Zürich tätig. 2017 gab sie beim Verlag NZZ Libro das Buch «Smartphone-Demokratie» heraus, an dem sie auch als Co-Autorin mitwirkte. Sie belegte 2018 den zweiten Platz in der Rubrik Gesellschaftsjournalist/-in des Jahres, eine Auszeichnung, bei der die Lesenden der Fachzeitschrift «Schweizer Journalist:in» jährlich mitbestimmen. 2020 und 2021 wurde sie als Recherchejournalistin des Jahres ausgezeichnet. 2020 gab sie das Buch «Das Netz ist politisch – Teil 1» heraus. Für ihre Recherchen zur eID erhielt sie den Prix Transparence 2021.

Hier können Sie den Artikel hören:



Ivan Ruslyannikov

Ivan Ruslyannikov, 1994 geboren in Jekaterinburg. Von 2012 bis 2016 studierte er Journalismus an der Ural Federal University. Seine Bachelor-Abschlussarbeit widmete er den Besonderheiten der Arbeit als Reporter in der Abteilung für kriminelle Nachrichten und entwickelte praktische Richtlinien für die Suche nach exklusiven Informationen. Von 2013 bis 2015 arbeitete er bei der Zeitung «Kommersant» in Jekaterinburg und schrieb Artikel über Strafverfahren gegen korrupte Beamte und Polizisten. Von 2019 bis 2021 arbeitete er bei MBK Media, gegründet von dem prominenten Kremlkritiker Mikhail Khodorkovsky. Zu dieser Zeit schrieb er über die politischen Repressionen in Russland, die Proteste im Ural, die Strafverfahren gegen die Anhänger von Alexei Nawalny. Nachdem MBK Media durch die russische Zensurbehörde Roskomnadsor gesperrt worden war, begann Ivan als freier Mitarbeiter für die «Nowaja Gaseta» zu schreiben. Nach dem Ausbruch des Krieges in der Ukraine schrieb er für deutschsprachige Medien, u. a. für die «Republik» sowie für den «Spiegel» und «Die Welt». Aufgrund des hohen Risikos, wegen seiner Arbeit für ausländische Medien in Russland unter dem Straftatbestand «Hochverrat» angeklagt zu werden, hat Ivan im April 2022 das deutsche Generalkonsulat in Jekaterinburg um Hilfe gebeten. Im Juli 2022 wurde ihm ein humanitäres Visum für Deutschland erteilt. Er lebt jetzt seit knapp einem Jahr in Baden-Württemberg und schreibt als freier Autor für die «Republik», die «Wochezeitung» und «Der Spiegel» und «Die Welt».

Laudatio

Laudatio auf Adrienne Fichter
und Ivan Ruslyannikov
von Hansi Voigt

Russen googeln nicht. Russen yandexen. Yandex ist das russische Google. Einfach noch grösser, noch tiefer und noch verbreiteter als Google bei uns. Yandex ist eine Suchmaschine. Aber auch ein Chatservice, eine Kartensammlung, ein Fahrdienstvermittler und vor allem auch ein Newsaggregator, auf dem vermeintlich alle Quellen ausgespielt werden. Yandex ist das Internet. Jedenfalls in Russland.

Sie sollten Yandex kennen. Es hat sehr viel mit Ihrer aktuell unerhört hohen Gasheizungsrechnung zu tun. Und falls Sie sich um die Demokratie sorgen oder sich allenfalls mit dem Gedanken tragen, eine Diktatur zu errichten, dann beinhaltet diese Laudatio auch eine dringende Leseempfehlung: Der ausgezeichnete Artikel ist ein How-to mit grossem Serviceaspekt für angehende Despoten.

Das Schnittmuster ist relativ einfach. Man gelange, einigermaßen demokratisch, in die Regierungsverantwortung und bringe anschliessend die Medien unter Kontrolle. Und das geht heute einfacher als früher: Sie müssen nur die Suchmaschine in den Griff kriegen, von der sich die Medien, etwa über üppige Linkvergütungen, finanziell abhängig gemacht haben. Yandex eben. Russlands Antwort auf Google. Oder in anderen Worten: eine russische Dystopie.

Der Aufstieg der Suchmaschine, gestartet von Hoodie-tragenden Weltverbesserern, zum 20 000-Mitarbeiter-Konzern ist die Chronologie vom liberalen Aufbruch zum Ende der Demokratie innert zwei Jahrzehnten. Die gross angelegte russische Gehirnwäsche begann 2008. Zunächst mit leichter, aber danach steter politischer Einflussnahme auf

Laudatio

Auswahl, Art und Qualität der Informationen. Die Medien liessen sich das gefallen. Aus finanziellen Gründen.

Das Wort Krieg wurde nicht über Nacht aus dem Vokabular der Russen gestrichen und durch das Wort «Spezialoperation» ersetzt. Bevor die russische Armee in die Ukraine einmarschieren konnte, mussten Putins Wahrheitsverdrehler zuerst in die Gehirne der Bevölkerung kommen. Das war ein jahrzehntelanger Prozess. Eine lange Geschichte.

Lange Geschichten ist man von der «Republik» gewohnt. Aber Adrienne Fichter und Ivan Ruslyannikov liefern in ihrem Artikel über Aufstieg und Fall der russischen Suchmaschine und der demokratischen Gesellschaft höchste Erzählkunst und Lesevergnügen. Präzise. Unaufgeregt. Akribisch.

Dutzende, inzwischen über halb Europa verstreute Yandex-Mitarbeiterinnen kommen zu Wort und erzählen ihre ganz eigene Geschichte. Von Yandex, vom Angriff auf die Wahrhaftigkeit, von der zunehmenden Steuerbarkeit der Medien, von der zunehmenden Abstumpfung in der Bevölkerung. Einige haben erst im Exil in Berlin gemerkt, in das sie sich gerade noch vor Yandex retten konnten, wie gross das Monster ist, das sie selbst kreiert haben.

Der Artikel läuft x Stationen und Dutzende Protagonisten ab. St. Petersburg, Kiew, Berlin, Riga, Amsterdam. Ein Aspekt nach dem nächsten wird herausgearbeitet. Der Faden wird aber in all diesem Detailreichtum nie verloren. Im Gegenteil. Die Autoren setzen vor den Augen des Betrachters ein immer präziseres Gesamtbild aus vielen Mosaiksteinen zusammen. Dank diesem Detailreichtum kommt die Erzählung ohne Verallgemeinerungen aus. Nicht die Autoren liefern die Allegorien und die Schlüsse. Das macht der Kopf des Lesenden.

Wer versteht, wie Putin es fertigbrachte, das Wort Krieg aus dem Vokabular der Russen und Russinnen zu tilgen, versteht, wie der Ukraine-Krieg erst möglich wurde. Wer versteht, wie angreifbar ein Mediensystem wird, das sich von Suchmaschinen abhängig macht, denkt vielleicht nochmal drüber nach, ob's nicht gescheitere Formen der Medienförderung gibt. Wer versteht, wie eine Garagenfirma, die es eigentlich immer gut meinte, zum gefährlichsten Werkzeug eines Diktators werden kann, muss verstehen, wie wichtig es ist, dass die

Gesellschaft Tech-Giganten an die demokratische Kandare nimmt.

Der Artikel «Yandex – ein Tech-Unternehmen kreiert Zombies» ist eine Schilderung der demokratischen Zerstörungsmechanismen, am Beispiel des russischen Tech-Giganten Yandex. Er ist aber auch ein einziger Appell an das Ende der digitalen Naivität.

Yandex ist in Russland. Die Naivität ist überall.

Für den Artikel «Yandex – ein Tech-Unternehmen kreiert Zombies», erschienen in der «Republik», erhalten Adrienne Fichter und Ivan Ruslyannikov den Zürcher Journalistenpreis.

Yandex – ein Tech-Unternehmen kreiert Zombies

Erschienen am 14. Juli 2022

Am Anfang war Yandex ein hippes russisches Tech-Start-up. Dann wurde es zum grössten Propaganda-instrument des Kreml. Jetzt versucht das Unternehmen verzweifelt, seine toxischen Produkte loszuwerden und zu seinen Wurzeln zurückzukehren.

Von *Adrienne Fichter und Ivan Ruslyannikow*

Wer in Russland etwas im Internet sucht, wird den Begriff vielleicht googeln. Doch wahrscheinlicher wird er oder sie den Begriff yandexen.

Yandex.ru ist mit 60 Prozent Marktanteil die führende russische Suchmaschine. Doch ihre Startseite ist viel mehr als das: Sie ist quasi das Eintrittstor zum russischen Internet. Yandex bietet Nachrichten, Wetterberichte, Videos, E-Mail- und Streamingdienste, Blogs, Transportangebote und Essens-lieferungen aus einer Hand an. Auch virtuelle Assistenten, Lieferroboter und selbstfahrende Autos hat Yandex im Angebot.

Die Erfinder von Yandex haben ihre Suchmaschine zeitgleich mit der US-Konkurrenz gestartet. Es ist eines der wenigen grossen Tech-Unternehmen, die von einer Frau mitgegründet und zuletzt von einer Frau geführt worden sind. Und auch wenn ausserhalb von Russland kaum jemand den Namen des Konzerns mit knapp 20 000 Mitarbeitenden kennt, bezeichnet sich Yandex selbst als grösstes europäisches IT-Unternehmen.

Noch am 22. Februar – zwei Tage bevor der russische Angriffskrieg gegen die Ukraine begann – präsentierten sich zwei gut gelaunte Moderatoren in Hoodies und mit grossen Kaffeetassen in der firmeneigenen Gesprächsreihe «Ya Talks». Sie plauderten mit zwei Machine-learning-Experten über die virtuelle Assistentin Alisha: was die digitale Helferin bereits alles versteht, welche Wörter sie noch falsch ausspricht. Die Stimmung war gut, die Aussichten für 2022 sahen vielversprechend aus, das Unternehmen hatte im Jahr zuvor 2,5 Milliarden Euro Umsatz gemacht.

Dann kam der 24. Februar 2022.

Die Yandex-Geschäftsführer traten nacheinander ab, der Handel an der US-Börse Nasdaq wurde ausgesetzt und die Unternehmensaktie

brach um 75 Prozent ein. Ausländische Partner zogen sich reihenweise zurück, bis zu einem Viertel der Belegschaft flüchtete ins Ausland.

Heute steckt das Unternehmen in einer tiefen Krise, in die es sich selbst manövriert hat: Das Konglomerat mit Sitz in Moskau ging eine gefährliche Liaison mit dem Kreml ein. Einerseits aus protektionistischen Gründen, um gegen den Tech-Giganten Google aus den USA zu bestehen. Andererseits aus politischem Opportunismus, um in Ruhe gelassen zu werden.

Die Rechnung ist nicht aufgegangen. Denn die EU macht Yandex für die Desinformation der russischen Bevölkerung mitverantwortlich und hat die Führungskader des Unternehmens mit Sanktionen belegt.

Tatsächlich wurde Yandex in den fast 25 Jahren seines Bestehens zur grössten digitalen Echo-kammer des Kreml. Alle angezeigten Medienlinks beim Nachrichtenaggregator Yandex News (dem russischen Pendant von Google News) sind vom russischen Regime abgeseignet. Wer sich auf Yandex Informationen über die vom Staatsfernsehen präsentierte «Spezial-operation» in der Ukraine beschaffen will, bleibt in einer Propagandablase gefangen. Der Begriff «Krieg» existiert nicht in der Yandex-Welt. Und damit auch nicht im russischen Internet. «Unsere Suchmaschine ist der Spiegel des russischen Netzes», so drückt es ein Mitarbeiter gegenüber der Republik aus.

Staatspräsident Wladimir Putin lässt sich regelmässig die Startseite mit den Top-5-Meldungen von Yandex News ausdrucken und auf seinem Schreibtisch ausbreiten. Die eigentlich als Qualitäts-massnahme konzipierte Idee, Medieninhalte in die Suchresultate zu integrieren, weckte das Interesse des Kreml und führte seit dem Georgien-Krieg 2008 zu regelmässigen Besuchen von Beamten in der Yandex-Zentrale.

Doch das ist nicht die einzige Anekdote, die sich zu erzählen lohnt. Da wäre etwa auch der Umstand, dass die auf Yandex ausgespielten Propagandamedien diesen Frühling 706 Millionen Euro Werbegeld einspielen. Und dass das Moskauer Management seine Newssparte dennoch aus dem Portfolio verbannen möchte.

Oder der Umstand, dass ausgerechnet die Geoinformationen von Yandex Maps

Rechercheuren heute dabei helfen, russische Kriegsverbrechen aufzuklären.

Die grösste ironische Wendung ist allerdings, dass Yandex mit dem Angriff auf die Ukraine nun de facto ein Monopolist geworden ist auf dem russischen Markt. Die Userzahlen sind seit Kriegsbeginn explodiert. Fast die gesamte amerikanische IT-Konkurrenz ist von der Zensurbehörde ausgeschaltet worden. Es ist das eingetreten, was sich die Yandex-Führungsriege schon immer gewünscht hat: Sie beherrschen das Internet ganz allein.

Und trotzdem steht die Firma nahe am Bankrott.

Dabei möchten nicht wenige der Mitarbeiterinnen im grössten russischen Big-Tech-Unternehmen eigentlich bloss an Technologien wie selbstfahrenden Autos, Lieferrobotern und Drohnen tüfteln. Und wieder zu den Wurzeln in den frühen Nullerjahren zurückkehren, als Yandex ein agiles, modernes, hippes und verspieltes Start-up und – vor allem – politisch neutral war.

Das ist die Geschichte eines innovativen Unternehmens, das seit Februar in einer tiefen Identitätskrise steckt. Einer Firma, die sich selbst als progressiv betrachtet und unfreiwillig zum Sprachrohr Wladimir Putins wurde. Und damit zu einer Geisel des russischen Diktaturapparats.

Zu dieser Recherche

Für die Recherche haben wir Hintergrundgespräche mit über einem Dutzend aktuellen und ehemaligen Yandex-Angestellten und Kadermitarbeitern geführt sowie zahlreiche öffentlich verfügbare russische Quellen ausgewertet. Um Repressionen vorzubeugen – Personen, die den Krieg als Krieg bezeichnen, drohen Haftstrafen von bis zu 15 Jahren –, nennen wir nur wenige Namen. Wir stützen uns bei den Medienquellen auf «Meduza», «Nowaja Gaseta», «Dekoder», «Mediazona», Forbes Russia, DW, BBC Russia, TV Rain.

1. Hip und russisch – die frühen Jahre

Im Jahr 2000 flimmerte ein kurzer, bizarrer Werbespot über russische Fernsehbildschirme. Darin war ein gesuchter Verbrecher mit einer grossen Narbe auf der Wange und einem Kurzhaaarschnitt zu sehen, der auf einen schick gekleideten und verängstigten Geschäftsmann zugeht, ihm auf den Fuss tritt und sagt: «Hast du eine Zigarette?» Danach folgte der Slogan: «Yandex. Alles wird gefunden.» Der Spot erlangte Kultstatus.

Bereits damals gehörte Yandex.ru zu den sieben beliebtesten Websites im russischen Segment des Internets. Der Name ist mutmasslich ein Kürzel von «yet another indexer». Die drei Erfinderinnen tüftelten seit 1993 an verschiedenen Versionen der Suchmaschinen-Software. (Eine andere Erklärung ist: Я/Ya/Ja bedeutet ausgesprochen «ich», und Yandex bildet somit einen Neologismus aus «ich» und «Index».)

Die Erfinderinnen heissen Arkadi Wolosch, Jelena Kolmanowskaja und Ilja Segalowitsch. Gemeinsam lancierten sie im Jahr 1997 die erste kyrillische Suchmaschine. (Zeitgleich wagte sich das Erfinderduo Sergej Brin und Larry Page im amerikanischen Mountain View ebenfalls an das Experiment einer Suchmaschine und hob Google aus der Taufe.)

Nach der Unternehmensgründung im Jahr 2000 war Yandex in Russland praktisch konkurrenzfrei. Das änderte sich erst, nachdem die Google-Gründer 2003 Moskau besucht hatten, um eine potenzielle Übernahme des russischen Suchmaschinenkonzerns einzufädeln. Das Topmanagement rund um Wolosch, Kolmanowskaja und Segalowitsch lehnte das Angebot ab, weil es einen Autonomieverlust befürchtete. Das Google-Management reagierte auf diesen Korb mit der Eröffnung von eigenen Büros in Moskau – und Investitionen in Google.ru.

Es war der Beginn eines grossen Konkurrenzkampfes, der bis heute andauert.

Yandex war in den Nullerjahren auf Wachstumskurs und blieb damals mehr oder weniger unbehelligt vom Kreml. Früh bauten die Entwickler eine E-Commerce-Sparte auf, später folgten Videos, Browser und Musikdienste. Die Büros von Yandex haben dasselbe Design wie die Räume der amerikanischen Tech-Konzerne: viele bunte Etagen, einige davon gelb wie das Firmenlogo.

Es herrschte eine «spielerische, horizontale Kultur», man trug Yandex-Shirts, alle waren per Du – was sehr ungewöhnlich war für die

«stark hierarchischen Strukturen und die rigide Businesskultur» Russlands, wie eine ehemalige Angestellte sagt. Jeden Freitag gab es grosse Meetings (khural), in denen Wolosch und Co. per Stream aus Moskau ihren Mitarbeiterinnen auf der ganzen Welt Rede und Antwort standen.

Wer in den europäischen oder asiatischen Büros von Yandex arbeitete, spürte die zunehmend autoritären Tendenzen in Russland kaum. Man versuchte progressiv, innovativ und «nach vorne gerichtet» zu arbeiten und zu denken.

Nicht wenige Yandex-Mitarbeitende glauben bis heute, dass eine Unternehmenskultur und auch Technologie per se immer «neutral» seien und sein sollten. «Wir waren nur auf das Engineering konzentriert. Es gibt keine Mission bei Yandex wie bei Googles «Don't be evil», sagt ein anderer ehemaliger Mitarbeiter. Man wollte einfach das nächste Ding coden und nichts mit Politik zu tun haben. Eine Yandex-Sprecherin sagt gegenüber der Republik: «Das Ziel von künstlicher Intelligenz ist es, Vorurteile zu vermeiden und Fakten so objektiv, vollständig und genau wie möglich zu vermitteln.»

Diese betont apolitische Haltung war wohl einer der Gründe, weshalb zunächst Vorgaben und später auch Schikanen des Kreml hingenommen worden sind.

Gesprochen wurde in den Moskauer Yandex-Büros in erster Linie Russisch. Ein Grossteil der Angestellten kam direkt aus den Eliteuniversitäten des Landes. Russland profitierte dabei von Relikten aus der Sowjetunion: Die guten Ausbildungsstätten für Natur- und Technikwissenschaften bauten in den Neunzigerjahren auf dem Bildungssystem aus der Sowjetzeit auf.

Doch später war das Informatikstudium nicht mehr State of the Art, besonders hinsichtlich der Entwicklungen in den Bereichen künstliche Intelligenz und machine learning. Yandex begann eigene Akademien zu etablieren, 2007 etwa die Yandex School of Data Analysis, und später wurde gemeinsam mit der Wirtschaftshochschule Moskau ein Informatikdepartement gegründet.

«Für viele diente die Anstellung bei Yandex als Sprungbrett, um nachher zu Google Moskau zu wechseln – und später in den Westen zu ziehen», sagt eine frühere Mitarbeiterin. Nicht wenige Yandex-Angestellte arbeiten heute bei Samsung, Meta oder Uber.

Die Gründer Wolosch und Segalowitsch waren durch die wöchentlichen khural-Meetings für die meisten Angestellten zugänglich und nahbar. Über die Mitgründerin Kolmanowskaja ist hingegen sehr wenig bekannt. Sie hielt sich gemäss Angaben von früheren Mitarbeitenden im Hintergrund und konzentrierte sich auf redaktionelle Aufgaben.

Die Charaktere hätten unterschiedlicher nicht sein können: Wolosch galt als Entrepreneur, der das grosse Ganze im Blick hatte, die Expansion forcierte und sich mit den politischen Realitäten in Russland arrangierte. Segalowitsch wollte einfach nur coden und wird rückblickend als warmherzig, unglaublich intelligent und als Idealist beschrieben.

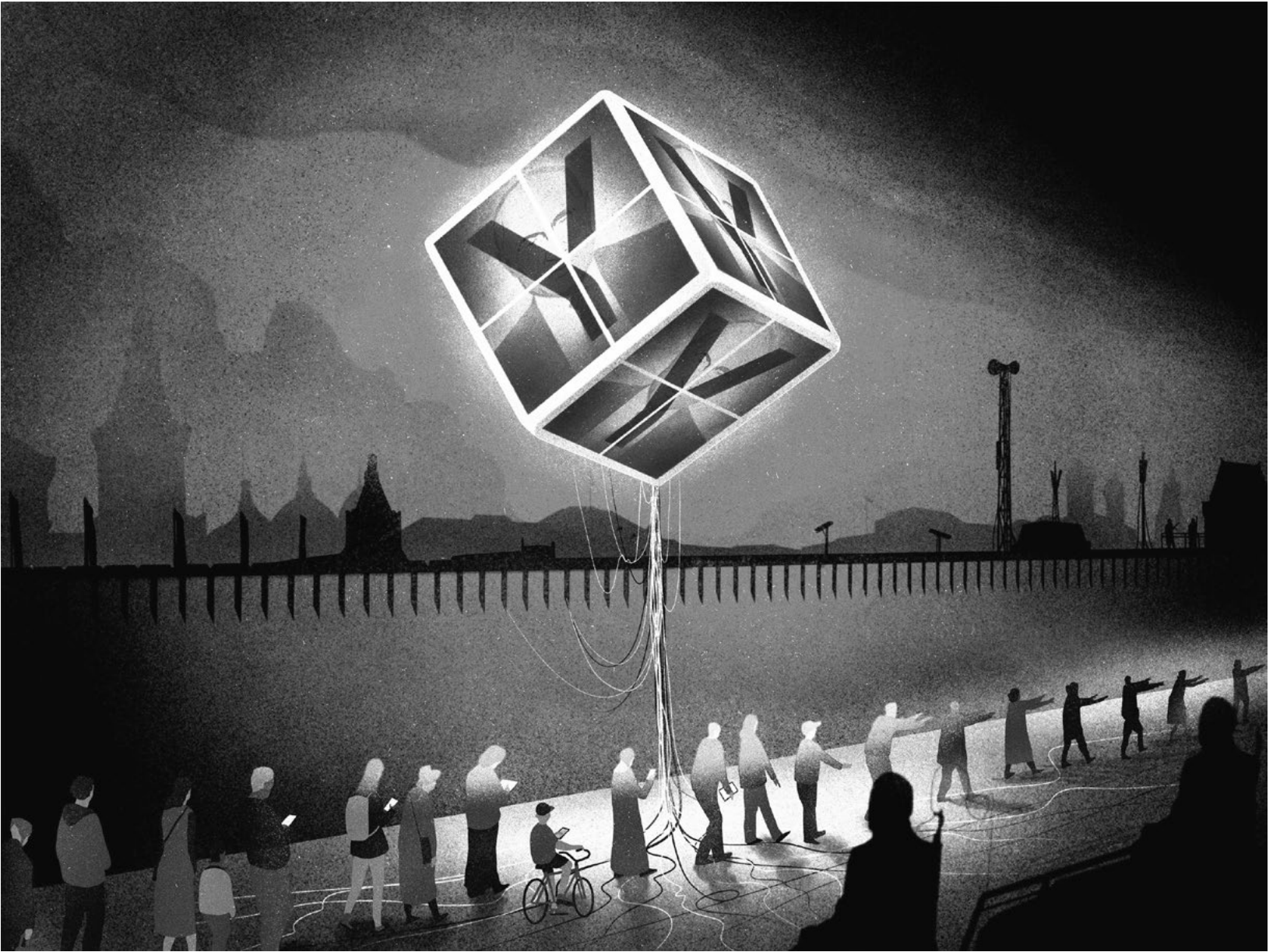
Alle Angestellten, mit denen die Republik gesprochen hatte, schwärmen noch heute für den ehemaligen CTO Segalowitsch. Er merkte sich die Namen der meisten Mitarbeitenden, zumindest solange das Unternehmen noch einigermassen überschaubar war.

Segalowitsch begann früh, sich mit Spracherkennung, Machine-learning-Algorithmen und Empfehlungssystemen auseinanderzusetzen. «Für ihn war klar: Wer etwas auf Yandex sucht und auf der ersten Seite kein Suchresultat findet, soll direkt zu Google oder anderen Seiten weitergeleitet werden», sagt ein früherer Ingenieur. Gab es kein Suchergebnis, war für Segalowitsch klar: Wir haben unseren Job schlecht gemacht, nicht der User.

Die Suchmaschinen-Expertinnen bei Yandex führten dieselben Debatten wie ihre amerikanischen Konkurrenten: Was sind relevante Suchresultate? Ähnlich wie bei Google der Page-Rank-Algorithmus einen Qualitätsbooster für Suchergebnisse bedeutete, wollte auch das russische Pendant jeden Tag bessere Ergebnisse erzielen. Ein ehemaliger Junior Search Engineer erinnert sich: «Als ich anfang, hiess es, ich solle seriöse russische Nachrichtenquellen integrieren.» Der Traffic der Medien stieg dank der Suchmaschine und der Nachrichtensparte, die im Jahr 2000 integriert worden ist, immer weiter an.

Was zunächst als Qualitätsmassnahme gedacht war, weckte später das Interesse des Kreml.

Mitgründer Segalowitsch war ein stiller Rebell – und im Herzen ein aufrichtiger Demokrat. Er nahm an den Protesten anlässlich der Präsidentschaftswahlen 2011 teil und meldete sich in Moskau als Wahlbeobachter an. Seine Aktionen waren nie zu explizit, er äusserte



© Daniel Stolle

sich kaum direkt zur Politik des Kreml. Indirekt schon: Bekannt war Segalowitschs Engagement für Waisenkinder. Er kritisierte ein Gesetz, das die Adoption von russischen Waisenkindern durch Ausländer verbot.

2013 starb Segalowitsch im Alter von 48 Jahren an Krebs. Ein Schock für die Belegschaft. Einige der Mitarbeitenden, mit denen die Republik sprach, verliessen daraufhin ihre gut bezahlten Jobs.

Sie taten es aus zwei Gründen: Einerseits, weil sie die Zeichen der Zeit erkannten – ein Jahr später annektierte Russland die Krim. Putin wurde trotz massiver Proteste wieder als Präsident gewählt, es gab Schauprozesse gegen Aktivistinnen wie die Punkband Pussy Riot und ein Anti-Homosexuellen-Gesetz. Das politische Klima wurde rauer und repressiver.

Andererseits aber auch, weil sich zu diesem Zeitpunkt das Unternehmen zu professionalisieren begann. Es wurden ehemalige Manager von amerikanischen Big-Tech-Firmen an Bord geholt, die nur noch die Performance im Blick hatten. Damit hörten Spass und Spieleereien für die Mitarbeitenden der ersten Stunde auf, auch Mitgründerin Jelena Kolmanowskaja verliess das Unternehmen.

Eine Ära ging zu Ende.

2. Besuch aus dem Kreml

Lev Gershenzon kann mit der Verklärung der frühen Yandex-Jahre nicht viel anfangen. Er leitete von 2005 bis 2012 die Nachrichtensparte Yandex News. Anders als Mitarbeitende, die in politisch neutralen Bereichen wie der E-Commerce- oder der Musiksparte arbeiteten, bekam er die Begehrlichkeiten des Kreml früh in voller Härte zu spüren.

«Die ersten Repressionen gab es schon damals», erzählt er der Republik.

Gershenzon, der heute in Berlin lebt, spricht offen in einem westlichen Medium über die Entwicklung seines früheren Arbeitgebers. Yandex News, sein «Baby», ist für ihn der grösste Treiber des Informationskriegs: «Wer nach Informationen zum Krieg sucht, findet bei Yandex folgenden Tenor: «Irgendetwas ist da in der Ukraine passiert, aber nichts Besonderes.» Und genau das ist das Hauptproblem.»

Die gross angelegte virtuelle Gehirnwäsche begann aber schon viel früher, genauer: im Jahr 2008.

Kurz vor dem fünftägigen Georgien-Krieg in Südossetien bekam Gershenzon Besuch vom ersten stellvertretenden Generalstabschef und dem stellvertretenden Leiter der Abteilung für Innenpolitik. Bei diesem Treffen, erinnert sich Gershenzon, verlangten die Beamten, dass Yandex in der Suchmaschine nur noch Artikel aus Quellen anzeige, die vom Kreml genehmigt wurden. Die bei Yandex News gelisteten georgischen Medien wurden als «feindliche Medien» bezeichnet.

Die Beamten verlangten «im Falle eines Krieges» Zugang zur Bedienungsfläche von Yandex News. Bei diesem ersten Besuch, sagt Gershenzon, sei es ihm gelungen, sich aus den haarsträubenden Forderungen des Kreml «herauszureden».

In den Jahren danach häuften sich jedoch die Besuche aus dem Kreml. Russland erkannte, dass es die globale Wahrnehmung beeinflussen muss, und fuhr seinen Propagandaapparat sukzessive hoch. Der Staatssender Russia Today wurde gegründet, der heute in mehreren Sprachen verfügbar und in Europa so einflussreich ist, dass die EU ihn sperren liess. Der Kreml habe nach dem Georgien-Krieg sicherstellen wollen, dass die mehreren Dutzend Millionen Leser auf Yandex das für den Staat «richtige und sichere» Bild sehen, sagt Alexander Amzin, Medienberater und Autor des Buches «Internet Journalism», der Republik.

Die Yandex-Führung sah sich zu immer mehr Kompromissen gezwungen: Je höher die Suchresultate bei Yandex News, desto mehr sei «zurechtkastriert» worden, sagt Gershenzon: «Wir hatten eine leistungsfähige Maschine für die Verbreitung von Informationen aufgebaut – mit einer sehr begrenzten Anzahl von Quellen.»

Yandex News etablierte sich immer mehr als wichtigste Traffic-Quelle der russischen Medien. Der Medienexperte Amzin erklärt: «Da der russische Leser nicht bereit ist, für einen Artikel im Internet zu bezahlen, stützt sich fast der gesamte russische Medienmarkt nur auf Werbung als einziges Geschäftsmodell.» Das bedeutet: Nur Traffic und Reichweite zählen. Und Yandex News lieferte sie.

Das hatte Folgen für die Medienlandschaft: Die russischen Redaktionen wurden «yandexisiert». Journalistinnen mussten ihre Nachrichtentexte so schreiben, dass sie in Yandex Toppositionen landeten. Amzin betrachtet diese Yandex-Ausrichtung vieler russischer Medien-

häuser als strategischen Fehler: «Die Lage auf dem Werbemarkt verschlechterte sich seit der Annexion der Krim. Dennoch versuchen viele russische Medien, nur noch über Yandex guten Traffic zu bekommen.»

Die Georgien-Episode zeigt: Der Staat hatte schon Druck gemacht, lange bevor die ersten repressiven Internetgesetze 2016 in Kraft traten. Und Yandex News wurde zur populären Klickquelle für russische Medien.

Doch ausgerechnet im wichtigsten Markt ausserhalb von Russland konnte sich Yandex trotz anfänglichem Erfolg nicht flächendeckend durchsetzen: in der Ukraine. Und das sollte gravierende politische Folgen haben.

3. Die misslungene Expansion in der Ukraine

Während in Russland die Restriktionen zunahmen, versuchte Yandex, weltweit Fuss zu fassen. Bei den Mobilitätsdiensten gelang dieser Plan nicht schlecht. In der Côte d'Ivoire, Estland, Lettland, Ghana, Finnland, Georgien, Kasachstan und Serbien wurde Yandex unter der Marke Yango bekannt mit einem Lieferservice analog zum amerikanischen Unternehmen Uber. In Israel war der Essens-lieferdienst Yandex Lavka populär, und auch in der Türkei war das Unternehmen bis 2020 mit einer grossen Niederlassung präsent.

Doch der wichtigste Markt ausserhalb von Russland war ohne Zweifel die Ukraine. Gestartet 2005, erzielte die Yandex-Suchmaschine im Nachbarstaat 2014 einen Marktanteil von 38 Prozent – also just bis zum Aufkommen der Maidan-Bewegung.

Serhiy Petrenko, CEO von Yandex Ukraine von 2005 bis 2014, erklärt das mit der stark lokalen Ausrichtung der Dienste. Man verwendete etwa ukrainische Ausdrücke bei der Benutzeroberfläche: «Zum Beispiel konnte man einen Navigationshinweis in Kiew auf Yandex Maps mit der typisch ukrainischen Bezeichnung «zum linken Ufer des Flusses Dnipro» anzeigen. Wir haben immer die ukrainische Sprechweise verwendet, nicht die russische.»

Die Aktivität des russischen Big-Tech-Konzerns im Nachbarstaat ist aus mehreren Gründen besonders. In den russischen Oppositionsmidien wird Yandex-Mitgründer Wolosch oft als kremlnaher Opportunist dargestellt. Dafür gibt es Gründe: Es existieren mehrere Pressebilder mit dem russischen Präsi-

dentem. Als typischer Geschäftsmann mit Blick auf das Wachstum ist er auf gute Beziehungen mit dem Kreml angewiesen.

Doch was wenige wissen: Wolosch schützte das Personal in den Ukraine-Büros – auch nach der Annexion der Krim, und das wird ihm heute noch angerechnet: «Wir haben immer alles gemeinsam diskutiert», sagt der ehemalige CEO Petrenko. «Wenn wir, die Ukrainer, entschieden: Das sollte nicht in der Ukraine angewendet werden, dann war dies auch das letzte Wort.»

Das Beispiel zeigt, wie das Unternehmen geopolitische Konflikte gekonnt zu umschiffen verstand. Anders als vermutet, spaltete der langjährige Krieg mit der Ukraine die internationale Belegschaft nicht. Das Firmenmanagement hielt sich zurück. Ehemalige Yandex-Angestellte in Russland bestätigen Erfahrungen, die auch Mitarbeiterinnen in europäischen Ablegern machten: viele Freiräume, keine Einmischung aus Moskau.

Allerdings führt «local first», das Credo von Yandex bei Yandex News, ab Dezember 2013

den» bedeute, denn das Krim-Büro von Yandex sei nun betroffen.

Wolosch verstand. Und beschwichtigte: Mitarbeiter hätten immer Priorität, und alle Yandex-Dienste sollten ohne politische Präferenzen weiterhin ungehindert und ungefiltert angeboten werden. Für Petrenko war das ein Beweis für Standhaftigkeit. «Ich rechne ihm das hoch an, weil er unter enormem Druck stand.»

Trotz der Autonomie und der lokalen Anpassung der Yandex-Dienste sank ihre Popularität in der Ukraine nach dem Jahr 2014. Ein Analysedienst zeigt, dass Google von diesem Moment an sein russisches Pendant als Suchmaschine überholte. Auch die ukrainischen Medien orientierten sich neu. «Sie haben 2016, 2017 den Schalter umgelegt», sagt Medienberater Amzin. Früher hätten sich die ukrainischen Medienhäuser an russischen sozialen Netzwerken wie VK orientiert, heute richteten die meisten ihre Artikel nach dem Google-Ökosystem aus und seien «Google-News».

hindert, scherzt er. Trubetskoy erwähnt das Jahr 2017, weil da der damalige ukrainische Präsident Petro Poroschenko sämtliche Yandex-Dienste in der Ukraine sperren liess. Grund: Das Jarowaja-Gesetz, auf das wir später zurückkommen werden (siehe Infobox weiter unten).

Poroschenko wollte mit der Sperrung die Weitergabe von persönlichen Daten von Ukrainerinnen an den russischen Geheimdienst FSB verhindern. Die 11 Millionen Ukrainerinnen, die Yandex-Dienste täglich nutzten, mussten plötzlich umdisponieren: «Die Sperrung sah ich damals kritisch, heute erweist sie sich aus mehreren offensichtlichen Gründen als genau richtig», sagt Trubetskoy.

Die misslungene Expansion von Yandex in der Ukraine dürfte die späteren strategischen Pläne des Kreml beeinflusst haben. Allfällige Beeinflussungsoperationen im Netz, um das Vertrauen der ukrainischen Bevölkerung in die eigene Regierung zu untergraben, waren gescheitert: Die Yandex-Mitarbeitenden

«Irgendetwas ist da in der Ukraine passiert, aber nichts Besonderes.»

zu einer grossen Diskrepanz zwischen ukrainischen und russischen Medien. Um Dissonanzen zu vermeiden, entschloss sich der ukrainische CEO Petrenko gemeinsam mit seinem Team und in Absprache mit der Moskauer Zentrale, den Nachrichtenservice von Propagandamedien zu säubern: «Wir haben uns irgendwann entschieden, die russischen Medien aus dem Index zu werfen, denn man kann nicht gleichzeitig Schlagzeilen über friedliche proeuropäische Demonstranten und daneben solche über angeblich randalierende «Bandera-Nazis» ausliefern.» Stepan Bandera (1909–1959) war ein nationalistischer ukrainischer Politiker und ist bis heute eine hoch umstrittene historische Figur.

Petrenko erzählte, wie er Wolosch am 1. März 2014 anrief – also an dem Tag, als der russische Föderationsrat beschlossen hatte, Truppen für die Besetzung der Krim-Halbinsel zu entsenden. Er sagte ihm, dass dieser Beschluss einen Krieg «zwischen unseren Län-

Doch die russischen Yandex-Dienste bieten gegenüber der amerikanischen Konkurrenz Vorzüge: So verfügt das russische Unternehmen über präzisere Online-Karten als Google. Und es hilft damit aktuell bei der Aufklärung russischer Kriegsverbrechen: «Yandex liefert für die Ukraine die besten Ergebnisse, sowohl bei den Bildern als auch bei den detaillierten Karten», sagte eine Forscherin jüngst im «Amnesty-Magazin». Dies bestätigt auch Petrenko, dem die Geoinformationen stets ein wichtiges Anliegen waren. Er kaufte 2006 Rohkarten von Kartenunternehmen ein und suchte nach Partnern: «Ein spezielles Team von lokalen Beobachtern hat in den ukrainischen Städten die Karten und die Navigation getestet», sagt er.

Auch der in der Ukraine lebende Journalist Denis Trubetskoy bestätigte die Überlegenheit des russischen Kartenservice: «Viele Taxifahrer haben auch nach 2017 lieber Yandex mit einem VPN benutzt als etwa Google Maps.» Dies habe bei allen Beteiligten Kopfschmerzen ver-

spielten nicht mit, die User wandten sich vermehrt Google-Diensten zu und die ukrainischen Medien erschlossen sich neue Traffic-Quellen. Yandex News war somit de facto irrelevant geworden, und nach 2017 wurde das gesamte digitale Ökosystem von Poroschenko ausgeschaltet.

Der Kreml verlor damit einen Teil seiner digitalen Kanäle zur Streuung der Propagandamedien und damit eine wichtige Möglichkeit, die Herzen und Köpfe der Ukrainerinnen zu gewinnen. «Russlands «Informationskrieg» gegen die Ukraine hat seine Ziele nicht erreicht», sagt Lennart Maschmeyer vom Center für Security Studies der ETH Zürich. Das ist einer der vielen Gründe, warum Russland seine soft operations immer mehr durch Gewaltakte ersetzte: etwa durch Sabotage und Angriffe auf kritische Infrastruktur.

Am Ende mündete das in den Angriffskrieg gegen die Ukraine.

Doch die Maidan-Revolution und die Krim-Invasion 2014 bildeten auch innerhalb

von Russland eine Zäsur. War die Beziehung zwischen Kreml und Yandex vorher noch halbwegs harmonisch, nahm der Staat sein wichtigstes IT-Unternehmen nun immer enger an die Kandare. Und zurrte es Stück für Stück fest.

4. Totalitäre IT- und Mediengesetze

Der informelle Deal zwischen Yandex und dem russischen Staat lautete: Putin schafft günstige Rahmenbedingungen für das Gedeihen des Konzerns und darf dafür Gegenleistungen erwarten.

Der Kreml hielt sein Versprechen, zumindest teilweise. 2016 verhängte Russlands Wettbewerbsbehörde eine Kartellstrafe gegen Google: Der amerikanische Big-Tech-Konzern bevorzugte seine eigenen Dienste beim Betriebssystem Android. Es ist eine Klage, wie man sie auch aus der EU kennt. Die Bestrebungen dieser Art mündeten in den neuen europäischen Digital Markets Act. Inzwischen sind in Russland bei sämtlichen neu verkauften Modellen Dienste wie der Yandex-Browser vorinstalliert.

Doch anders als in der EU oder in den USA, wo es Wettbewerbsgesetze gibt, darf Yandex mit seinen Angeboten in Russland ungeniert alle Branchen durchdringen. Yandex ist Uber, Google, Microsoft, Amazon, Youtube, Spotify in einem einzigen Unternehmen vereint. Und erkundet mit seinem riesigen Datenschatz ständig neue Geschäftsfelder. Der Kreml scheint dem nicht im Weg stehen zu wollen, im Gegenteil: Um die Macht der amerikanischen Tech-Riesen zu brechen, ist dem Staat jedes russische Monopol recht.

Die Pandemie schien dabei ein Glücksfall zu sein. Die Umsätze stiegen, das Leben im Homeoffice kurbelte sie kräftig an. 2021 lancierte Yandex seinen Lieferdienst Lavka unter anderem Namen in Frankreich und Grossbritannien. Und zusammen mit dem amerikanischen Essenslieferdienst Grubhub startete Yandex im selben Jahr das Lieferroboter-Angebot Rover in den USA.

Ohne Yandex geht in Russland heute praktisch nichts mehr. Die SRF-Russland-Korrespondentin Luzia Tschirky schildert, wie sich der IT-Riese inzwischen einem Nervensystem gleich durch alle Lebensbereiche der russischen Bevölkerung zieht. «Wie stark ich von Yandex in meinem Alltag in Russland abhängig war, wurde mir erst in diesem Jahr

bewusst nach der Sperrung von Yandex im App-Store. Am Flughafen konnte ich ohne die Yandex-Taxi-App kein Taxi rufen, ohne Yandex-Karten konnte ich unterwegs durch Moskau und Sankt Petersburg keine Wegabkürzungen finden, und ohne den Yandex-Lieferdienst war ich an einem Tag in mehr Geschäften als früher während einer Woche», sagt Tschirky. Kurz: Yandex ist wie sein Pendant Alphabet (Google) ein Datenkonzern geworden.

Doch das war dem Konzern nicht genug. 2019 stellte die damalige Yandex-CEO Elena Bunina in einer TV-Show Putin die Frage, ob die russischen Behörden nicht einfach günstige gesetzliche Regelungen «in unserem sehr besonderen Land» schaffen könnten, damit Yandex der globalen IT-Konkurrenz stets einen Schritt voraus sei. Der Präsident antwortete orakelhaft: «In der heutigen Welt werden häufig nichtmarktwirtschaftliche Methoden im Wettbewerb eingesetzt. Allerdings konkurriert Yandex in Russland erfolgreich mit solchen Giganten wie Google, aber nicht ohne staatliche Unterstützung.»

Dann zwinkert der Kremlchef Bunina zu.

Die Kehrseite dieses angedeuteten staatlichen Supports: Russland verlangt von seiner florierenden IT-Wirtschaft bedingungslose Kooperation und weitgehende Kontrollmöglichkeiten. Dabei geht es nicht nur um den vollständigen Besitz des grössten sozialen Netzwerks (VK) und des grössten Maildienstes (Mail.ru), sondern im Fall von Yandex auch um Einfluss über das ganze Nachrichtenangebot von Yandex News.

2016, zwei Jahre nach der Annexion der Krim, als die Weltöffentlichkeit die Ukraine wieder zu vergessen begann, verabschiedete die Duma, das russische Parlament, zwei einschneidende Gesetzeswerke: das News-Aggregatoren- und das Anti-Terror-Gesetz (siehe Infobox).

Ersteres schreibt fest, dass Nachrichtenangebote mit mindestens einer Million Besuchern pro Tag nur noch lizenzierte und damit kremltreue Medien anzeigen dürfen. Damit wurde das Arrangement, das vorher einem ständigen Ringen und Aushandeln zwischen der russischen Regierung und den Yandex-Managern unterlag, endgültig verbindlich.

Die Leiterin von Yandex News, Tatjana Isajewa, trat daraufhin noch im selben Jahr zurück. In einem Interview prognostizierte sie, dass Yandex News bald als monotone Einöde daherkommen werde – womit sie recht

behalten sollte. Heute wählt der News-Aggregator für die Top-Positionen nur noch aus einem Dutzend Staatsmedien aus, darunter «Iswestija», RIA Novosti, Tass, Interfax, «Rossijskaja Gaseta», RT und «Lenta». Verschiedene Mitarbeitende bestätigten gegenüber der Internetzeitung «Meduza», dass auf Yandex veröffentlichte Nachrichten mittlerweile von Sergei Kirijenko, dem stellvertretenden Stabschef der russischen Regierung, «kuratiert» werden. Und der ehemalige Yandex-News-Chef Gershenzon und «Mediazona»-Chefredaktor Sergej Smirnow bestätigten, dass sich Putin regelmässig die Top 5 auf den Schreibtisch legen lässt.

Aussortiert werden im Nachrichtenindex auch alle Medien mit einem «Agenten-Stempel», was auf ein Gesetz von 2017 zurückgeht: Medienhäuser, die vom Kreml dieses Label verpasst bekommen, müssen zu Beginn eines jeden Artikels ihren «Agenten-Status» anzeigen. Das liest sich dann folgendermassen:

Diese Nachricht (dieses Material) wurde von einem ausländischen Medienunternehmen, das die Aufgabe eines ausländischen Agenten wahrnimmt, und (oder) einer russischen juristischen Person, die die Aufgaben eines ausländischen Agenten wahrnimmt, erstellt und/oder verarbeitet.

«Meduza» mit Sitz in Riga, Lettland, hat diesen Stempel seit April 2021 – mit dramatischen Folgen: Alle Werbekunden zogen sich zurück. Das Qualitätsmedium verlor auf einen Schlag 20 Millionen Rubel monatlich, also etwa 350 000 Euro.

Innerhalb des Yandex-Personals regte sich seit 2016 zunehmend Widerstand gegen die yandexgetriebene «Zombifizierung» der russischen Gesellschaft. Der Begriff «Zombie» wird von Kriegsgegnerinnen wie der ehemaligen Moderatorin Marina Owsjannikowa oder der Journalistin Schanna Agalakowa verwendet. Gemeint ist damit die Apathie und Abstumpfung der Russinnen durch Desinformation und sich bewusst widersprechende Narrative – sodass am Ende alles und nichts wahr ist und niemand mehr etwas glaubt.

Ein ehemaliger Yandex-Mitarbeiter sagte gegenüber «Meduza»: «Yandex News wurde zu einer Art Gregor Samsa [literarische Figur von Franz Kafka, ein Mensch, der plötzlich in einen Käfer verwandelt wurde; Anmerkung der Redaktion], den die Familie vergessen wollte, weil man ihn nicht reparieren konnte.»

Ein Blogger kommentierte 2020 die zunehmende Veränderung von Yandex News so: Er wisse, dass viele «Yandexianer» den Gedanken kaum ertrügen, für ein Unternehmen arbeiten zu müssen, das das Leben aller zum Schlechten verändern würde. Und er hoffe, dass die vernünftige Fraktion innerhalb der Belegschaft dereinst obsiegen werde.

Der Name dieses Bloggers: Alexei Nawalny.

Der Aktivist Nawalny weiss, wovon er spricht. Er war Opfer von gezielten Manipulationsaktionen bei Yandex News. Recherchen oppositioneller Medien zeigten, dass Mitarbeitende angewiesen wurden, nur noch Falschnachrichten über Nawalny anzuzeigen.

Offenbar war das auch einigen Kadermitgliedern zu viel. Als das News-Aggregatoren-Gesetz in Kraft trat, stand gemäss Recherchen von «Techcrunch» der Verkauf von Yandex News zum ersten Mal zur Debatte. Aber der Dienst war schon zu sehr verwoben mit dem ganzen Yandex-Kosmos. Wer sich etwa bei seinem Yandex-E-Mail-Konto einloggt, dem werden stets die Top-5-Nachrichten angezeigt. Jeder Klick bringt dem Konzern Werbegeld ein. Die Grössenordnung: Im Frühjahr 2022 verdiente Yandex 706 Millionen Euro (41,7 Milliarden Rubel) – allein mit Propagandanachrichten.

Der ehemalige Yandex-News-Direktor Gershenzon ärgert sich, wenn liberale Russinnen versnobt über Propagandamedien reden: «Sie sagen mir: Welcher anständige Mensch liest schon RIA Novosti oder «Iswestija»? Aber Yandex verdient Millionen an diesen «Hinterwäldlern» in Russland.»

Ich will es genauer wissen: Das Anti-Terror-Gesetz und weitere restriktive IT-Gesetze

Das News-Aggregatoren-Gesetz polarisiert seit 2016 die Medienwelt und die Digitalwirtschaft. Aber es gibt noch ein anderes Gesetz, das IT-Unternehmen das Leben zur Hölle macht: das Jarowaja-Gesetz der Duma-Abgeordneten Irina Jarowaja, auch Anti-Terror-Gesetz genannt. Es verlangt von sämtlichen Kommunikationsdiensten eine umfassende Vorratsdatenspeicherung von Telefonaten, Chats, Videos und Fotos – mindestens sechs Monate lang müssen Dienste wie Messenger-Apps Zugriff auf die Verschlüsselungen speichern und auf Anfrage herausrücken.

Die Daten der russischen Internetdienste sollen direkt in die Hände der Geheimdienste fließen. Eigentlich wird für die Datenherausgabe ein richterlicher Beschluss benötigt. Doch Russlands Justiz ist bekannterweise nicht unabhängig. (Zum Vergleich: In vielen westlichen Staaten existieren ähnliche Gesetze, doch sie fordern keine Inhaltsdaten, sondern nur Metadaten, und es herrscht – mehrheitlich – eine funktionierende Gewaltenteilung.)

Aus Angst vor Repressionen spüren die meisten russischen IT-Unternehmen. Einige Berichte belegen, dass auch der IT-Riese Yandex kooperiert, wie etwa im Fall von Natalja Scharina, der Direktorin der Bibliothek für ukrainische Literatur, deren Daten dem Geheimdienst FSB übergeben wurden. Yandex hat kaum eine andere Wahl: Firmensitz, Server und Datenzentren liegen in Russland. Nur der Rechtssitz der gesamten Yandex-Gruppe befindet sich in den Niederlanden, aufgrund eines Steuerabkommens mit Russland.

Damit die Tech-Unternehmen nicht öffentlich gegen das Anti-Terror-Gesetz aufbegehren, wurde ihnen 2018 ein Maulkorb verpasst. Über die Datenweitergabe darf nicht gesprochen werden. (Soeben wurde übrigens der Schweizer Messenger-Dienst Threema in Russland zu einer Geldbusse von 14 000 Euro wegen Verstosses gegen das Gesetz verurteilt.)

Fehlende Datenschutzgesetze und die politische Vorgabe, dass Verschlüsselungen zu knacken sein müssen, sorgen dafür, dass IT-Unternehmen in Russland die IT-Sicherheit vernachlässigen. Wie schlecht die Userdaten geschützt werden, zeigte etwa eine Panne beim Yandex-Essenslieferdienst. Dabei wurden die Bestellungen sämtlicher FSB-Agenten publik.

Dem Kreml waren die Kontrolle der Nachrichten und der uneingeschränkte Zugriff jedoch nicht genug. Er wollte 2019 auch noch Anteile an den wichtigsten Internetunternehmen. Ein Abgeordneter von Putins Partei Einiges Russland verlangte in einem Gesetz 20 Prozent Staatsanteil bei den wichtigsten Tech-Playern des Landes. Yandex-Mitgründer Arkadi Wolosch konnte zwar in einer Allianz mit weiteren russischen IT-Unternehmen das Gesetz gerade noch verhindern, musste dafür aber einen Kompromiss eingehen. Heute verfügt eine staatsnahe Stiftung, in der loyale und kremlnahe Personen aus Politik und Kultur sitzen, über 10 Prozent der Yandex-Anteile und hat damit auch klare Mitbestimmungsrechte.

5. Die Invasion der Ukraine 2022: Yandex tötet Menschen

Seit der Invasion postet der ehemalige Yandex-Manager Gershenzon regelmässig kritische Social-Media-Beiträge über die Mitverantwortung seines ehemaligen Arbeitgebers am Kriegsgeschehen. Das sorgt immer wieder für Unruhe im Betrieb.

Am 1. März 2022 – eine Woche nach der Invasion der Ukraine – eskalierte die ohnehin angespannte Stimmung im Betrieb. Gershenzon schrieb in einem Facebook-Posting, wie das mächtige Tool, das er selber mitentwickelt hatte, zu einer gefährlichen Desinformationsmaschine ausgeartet war, die jeden Tag Menschen tötete.

Es sind vor allem zwei Sätze, die sitzen: «Jeder Tag und jede Stunde mit solchen «Nachrichten» kostet Menschenleben. Und ihr, meine ehemaligen Kollegen [von Yandex], seid auch dafür verantwortlich.»

Zwei Momentaufnahmen aus der Yandex-Parallelwelt:

Am 1. März 2022 lautete eine Top-Schlagzeile bei Yandex News: «Der russische Verteidigungsminister Schoigu ist der Ansicht, dass die Hauptaufgabe der militärischen Sonderoperation in der Ukraine darin besteht, vor der militärischen Bedrohung durch westliche Länder zu schützen.»

Am 25. April zeigte Yandex in den Top-Positionen ausnahmslos Artikel über den Beschuss der russischen Region Belgorod durch ukrainische Raketen.

Elena Bunina machte dabei klar, dass Opposition gegen den Kremlkurs aussichtslos sei: «Wenn wir die Nachrichten [von der Startseite] entfernen, werden wir 10 Minuten Ruhm ernten. Auf globaler Ebene wird sich nichts ändern, und wenn die 10 Minuten um sind, wird alles wieder so sein wie vorher, nur Yandex wird weg sein.»

Ein weiteres Managementmitglied kam ihr zu Hilfe und sagte: «Wir haben kein moralisches Recht, die Dienste von Yandex dafür zu nutzen, um unsere moralische Position auszudrücken.» Anfang März schrieb der stellvertretende CEO Tigran Khudaverdyan auf Facebook, dass man als Unternehmen nun mal einfach nur «funktionieren» müsse.

Es wird je länger, je klarer: Das Management verschliesst – wie die Jahre zuvor – die Augen.

Es gebe keine Abmachungen zwischen Kreml und Yandex, weder informelle noch formelle, sagt hingegen ein anderer aktueller Mitarbeiter, mit dem die Republik gesprochen hat. Er stellt sich hinter die Geschäftsleitung und sagt: «Wenn wir so sehr spüren würden gegenüber dem Kreml, würden wir das schlechtere Produkt als Google anbieten, und die Leute würden abspringen.»

Die Frage ist bei diesem Argument allerdings, was zuerst war: Huhn oder Ei. Denn die Russen wissen erstens nicht, welche Informationen ihnen vorenthalten werden, und somit auch nicht, wonach sie stattdessen suchen sollen. Zweitens ist Google seit Beginn des Krieges gesperrt. Nur technikaffine Bürgerinnen

«Sie haben kaum eine andere Wahl, sie werden so genau beobachtet vom Kreml.»

Kein Wort über Plünderungen, Mord, Vergewaltigungen und Opfern auf ukrainischer Seite.

Gershenzons Facebook-Posting von Anfang März wurde unter den Yandex-Mitarbeitenden heiss diskutiert. Ein ehemaliger Weggefährte kritisierte seine harschen Worte: «Er hat vollkommen recht, aber victim blaming ist der falsche Ansatz.» Doch viele Mitarbeiterinnen wurden damit aus ihrer Lethargie wachgerüttelt. Sie stellten in einem der Hauptmeetings die Kadermitglieder zur Rede, wie Journalisten von «Meduza» herausfanden. Yandex-CEO

nutzen VPN-Anbieter, um diese Sperre zu umgehen.

Dass es gezielte Manipulationen wie im Fall von Nawalny gebe, bestreitet der Mitarbeiter. Er verweist auf den neutralen Yandex-News-Algorithmus. Nichts werde händisch gesteuert. Eine Yandex-Sprecherin dementierte ebenfalls gegenüber der Republik: Bei Yandex News würden «die [vom Kreml] lizenzierten Artikel mit den meisten Zitierungen, der schnellsten Performance und den meisten Publikumsinteraktionen» priorisiert. Es gebe keine Selektion und keine menschliche Einmischung,

die Funktionsweise des Algorithmus sei vollständig transparent.

Dass der Algorithmus mit einseitigem Propagandamaterial gefüttert wird, gibt jedoch auch der loyale Angestellte zu. Er habe die Idee zuerst gut gefunden, weil damit clickbait, effekthascherische Sensationsartikel, vermieden werden könne. Doch jetzt sei es halt eine «Kröte, die alle täglich schlucken müssen».

Und die selbst dem Führungskader irgendwann zu viel wurde: CEO Elena Bunina trat Anfang April zurück und verliess Russland. In ihrem Abschiedsbrief heisst es, sie könne «nicht in einem Land arbeiten, das sich im Krieg mit seinen Nachbarn befindet». Seit Beginn des Krieges liegt der Anteil kremltreuer Medien in den Top-Positionen von Yandex News bei über 70 Prozent, wie eine Auswertung von «Nowaja Gaseta» (europäisches Büro) zeigt. Jede fünfte Nachricht stammt vom Staatsmedium RIA.

Dass Yandex Suchresultate in der Hauptsuchmaschine Yandex.ru zensuriert, will der bereits zitierte Mitarbeiter allerdings nicht gelten lassen. Er teilt mit der Republik-Autorin seinen Bildschirm. Tatsächlich wird in den Yandex-Suchergebnissen das als «Agenten-Medium» stigmatisierte Medienportal «Meduza» angezeigt. Doch unklar bleibt, ob der Mitarbeiter einen VPN-Dienst nutzte und sich damit an einen Ort ausserhalb Russlands beamtete. Ein Test der Republik kommt nämlich zu anderen Ergebnissen: «Meduza» wird – sofern man eine russische IP-Adresse besitzt – nicht in den Suchresultaten gelistet.

Für den Ex-Chef von Yandex News, Lev Gershenzon, ist klar, dass das Yandex-Management voraus-eilenden Gehorsam leistet. Seine Begründung: Die oppositionelle Zeitung «Nowaja Gaseta» wurde vom Kreml lizenziert, bekam nie das Label «ausländischer Agent» und wurde nicht gesperrt. Zudem publizierte die renommierte Zeitung des Friedensnobelpreisträgers Dmitri Muratow keine Artikel über den Krieg. Somit waren eigentlich alle Anforderungen des Kreml erfüllt – dennoch erschien «Nowaja Gaseta» bis zur Niederlegung der Arbeit Ende März nie bei Yandex News.

«Für mich ist damit offensichtlich, dass dies das Ergebnis nicht öffentlicher Vereinbarungen zwischen Yandex und dem Kreml ist, die über das Gesetz hinausgehen», sagt Gershenzon.

Auch «Mediazona»-Chefredaktor Smirnow beobachtet, dass Yandex alle offiziellen und

inoffiziellen Anforderungen der Medienaufsichtsbehörde Roskomnadzor bedingungslos erfülle. Er sagt aber auch: «Sie haben kaum eine andere Wahl, sie werden so genau beobachtet vom Kreml.»

Trotz dieser Überwachung traf Yandex jüngst eine Entscheidung: hin zu den Wurzeln zurück als innovatives Tech-Unternehmen und gegen seinen Einnahmen generierenden Dienst: Yandex News.

6. Der Verkauf der toxischen Produkte

Seit Russlands Angriffskrieg gegen die Ukraine befindet sich der Yandex-Konzern in einer Zwickmühle: Internationale Sanktionen und die Sperrung ausländischer Internetdienste wie etwa Google News sorgen bei Yandex für einen Traffic-Rekord. Viele russischsprachige Tiktok- oder Youtube-Influencerinnen haben über Nacht ihr Einkommen und auch ihr Publikum verloren und stiegen auf einheimische Dienste um. Deshalb nutzen mehr Russinnen als je zuvor die Dienste des Yandex-Ökosystems. Mangels Alternativen.

Dennoch hat der Konzern keinen Grund zum Feiern. Denn finanziell ist er in Schieflage: Aufgrund der Sanktionen muss die Firmenzentrale in Moskau von der niederländischen Muttergesellschaft Wandelanleihen kaufen, um zahlungsfähig zu bleiben. Ausserdem erhält der russische IT-Riese keine Hardware-Lieferungen mehr.

Dann ist da noch Runet, die ambitionierten Pläne für ein «reines» russisches Internet. Was einerseits als Überwachungsmassnahme gedacht ist und andererseits die heimische Internetindustrie stärken soll, verdüstert die Aussichten auf das weitere Gedeihen des Konzerns. Gemäss der Vorstellung der Ministerien soll der Internetverkehr langfristig nur noch über russische Knotenpunkte laufen, und russische Webapplikationen sollen langfristig keine ausländischen Softwarekomponenten mehr enthalten.

Ein IT-Riese wie Yandex lebt aber von frei verfügbarem Wissen und Austausch, von freien Märkten und verfügbaren Softwarekomponenten. Und an allem mangelt es mehr und mehr.

Als wäre das nicht schon genug Ungemach, gibt es auch noch eine klare Ansage der EU-Kommission: Für die ist der Umstand, dass der stellvertretende CEO Tigran Khudaverdjan am Tag der Invasion in den Kreml und damit

in den innersten Machtzirkel einbestellt worden ist, Beleg genug für die enge Verbandelung des Konzerns mit dem Regime. Yandex-Mitgründer Arkadi Wolosch wurde trotz fehlender direkter Verbindungen zum Kreml mit EU-Sanktionen belegt. Gershenzons Facebook-Posting diente der EU als Beleg für die Mitverantwortung von Yandex an der digitalen Desinformationsflut des Staates.

Das Dilemma wurde dadurch noch drängender für die Yandex-Führungsrunde: Macht das Unternehmen weiter wie bisher, so dürfte es weitere direkte Sanktionen aus der EU und USA gegen Kadermitglieder geben. Schraubt es in Interesse der Medienvielfalt am Algorithmus und widersetzt es sich damit Direktiven, so bekommt es die volle Härte des Kreml zu spüren.

Um die Situation nicht zu verschlimmern, traten Khudaverdyan und Wolosch von ihren Führungspositionen zurück.

Am 28. April fällt das neue Yandex-Management eine wegweisende Entscheidung: Yandex will seine toxischen Produkte ein für alle Mal loswerden. Die Sparten Yandex News und Yandex Zen (eine Bloggerplattform) werden an das berühmteste soziale Netzwerk Russlands verkauft: VK.

VK (früher vKontakte) wird oft als russisches Pendant zu Facebook bezeichnet. Das soziale Netzwerk wurde von Telegram-Gründer Pawel Durow entwickelt und ist seit einigen Jahren unter vollständiger Kontrolle von Putin-Vertrauten. Ende 2021 wurden die Verbindungen von VK zum Kreml noch enger: Das Netzwerk wird seither vom Sohn des hochrangigen Beamten Kirijenko geleitet.

«Meine Kolleginnen jubelten, als sie vom Verkauf hörten», sagt ein ehemaliger Mitarbeiter. Eine Yandex-Sprecherin begründet den Verkauf gegenüber der Republik so: «Die Firma Yandex beabsichtigt, sich auf rein technologische Produkte und Geschäftsmodelle zu konzentrieren.»

Yandex News und Yandex Zen entwickelten sich immer mehr zur Hypothek. Man wollte die vergifteten «Propaganda-Assets» endlich loswerden, wie es der russische Wirtschaftswissenschaftler Dmitri Potapenko gegenüber der Republik ausdrückt: «Fakt ist, dass Yandex Reputationsrisiken befürchtet, die Investoren vergraulen könnten und die weitere Kapitalisierung damit gefährdet würden.»

Ein Wendepunkt bildeten die Gräueltaten von Butscha. Während Google alles schonungslos abbildete, zeigte Yandex in den Bildern gepflegte Stadtpärke und Sehenswürdigkeiten an. Von westlichen Medien und Investorinnen darauf angesprochen, geriet der Konzern in Erklärungsnot. Die Algorithmen seien nicht auf neues Bildmaterial ausgerichtet, sagte eine Sprecherin gegenüber «Meduza».

Es ist aber unklar, ob dieser Besitzerwechsel sich auch digital spiegelt, ob also der Nachrichtenblock im Yandex.ru-Kosmos integriert bleibt oder nicht. Gerade diese unbekannt Variablen des Deals stimmen Lev Gershenzon pessimistisch, er will den Dienst ganz gelöscht sehen: «Es handelt sich um billige, minderwertige Krisen-PR, mehr nicht.» Laut «Meduza» soll es eine Übergangsphase bis Juli geben, denn die zuständigen Beamten möchten die Beibehaltung im Yandex-Design.

Für Prognosen ist es zu früh. Klar ist hingegen: Die Repressionen des Kreml werden nicht weniger.

7. Der Exodus der Mitarbeitenden

Seit Beginn des Krieges haben etwa 10 Prozent der Yandex-Belegschaft Russland verlassen, also circa 2000 Personen. Darunter sind leitende Kadermitglieder wie die Geschäftsführer der Geodienste, von Ads oder des Essenslieferdienstes. Sie alle arbeiten heute in Georgien, Usbekistan, Israel oder in der Türkei – weiterhin für Yandex. Ende Juni sind beim Konzern 3793 offene Stellen ausgeschrieben.

Die Firmenführung hält den Exodus nicht auf. Sie lässt alle Mitarbeiterinnen dahin ziehen, wohin sie möchten, und versucht, für die Lohnüberweisungen auf neue Zahlungssysteme auszuweichen. Und: Yandex-Angestellte, die sich lautstark gegen den Krieg äussern, haben keine Konsequenzen zu fürchten, wie kritische und loyale Mitarbeitende gegenüber der Republik unisono aussagen. In der Tat: Auf dem Business-Netzwerk LinkedIn, das via VPN erreichbar ist, äussern sich einige der Mitarbeiter kritisch und liken auch russlandkritische Beiträge.

Auch dem loyalen Mitarbeiter, der die Entscheidungen des Managements unterstützt, ist es wichtig, zu betonen, auf wessen Seite er steht: Er kann den Begriff Krieg im Gespräch nicht oft genug sagen: «Wir verurteilen diesen Krieg aufs Schärfste. Wir haben Familie und Verwandte in der Ukraine.»

Die Motivation ist allerdings bei vielen Angestellten auf einem absoluten Tiefpunkt angekommen. Eine Mehrheit der Yandex-Mitarbeiter verfügt neben dem Lohn über Aktienpakete, die nun wegen des Rauswurfs aus dem Nasdaq wertlos geworden sind. «Meduza» zitiert frustrierte Informatiker, die jahrelang geschuftet haben und sich nun als Geiseln der russischen Politik empfinden.

Das Unternehmen steht am grössten Wendepunkt seiner Geschichte. Es ist unklar, wie lange die Yandex-Mitarbeitenden die tägliche Schizophrenie zwischen progressivem, offenem Innovationsgeist und dem erstickenen Kreml-Autoritarismus noch aushalten.

Der russische Staatsapparat entwickelt immer mehr Datenhunger und Zensurgelüste wie neue Eingriffe in die Sparten Yandex-Bilder, Maps und Musikstreaming zeigen. So sollen neu keine Staatsgrenzen mehr angezeigt werden beim Kartendienst. Und Sergei Smirnow, der Chefredaktor von «Mediazona», wurde kürzlich darüber informiert, dass Yandex den Podcast «Fick dich, Krieg!» auf Verlangen von Roskomnadzor vom Streamingdienst entfernt.

Dem russischen Präsidenten scheint in seinem Kriegswahn egal zu sein, wie er seinen erfolgreichsten IT-Konzern komplett sabotiert.

Derweil wiederholen die Loyalen wie auch die kritischen Yandex-Mitarbeiterinnen gebetsmühlenartig ihr Neutralitätsmantra: Wir haben mit Politik nichts am Hut. Wir möchten nicht mit dem Kreml in Verbindung gebracht werden. Wir möchten nur selbstfahrende Autos bauen.

Diese Distanzierung von der offiziellen Politik ihrer Heimat ist per se ein politisches Statement: gegen Krieg, für den Frieden.

Ein russischer Youtuber machte sich neulich über die Wandlung von Yandex lustig. Er spielte auf den Kultfilm von Yandex an, den Werbeclip aus dem Jahr 2000 mit dem gesuchten Verbrecher. Und meint: Der Slogan heisse jetzt nicht mehr: «Yandex – alles wird gefunden.»

Sondern: «Yandex – alles wird zurechtgebogen.»



Die Schweizer Auszeichnung
für Medienschaffende

Den

Zürcher Journalistenpreis 2023

gewinnt

Janique Weder

für ihren Artikel

Bogotá einfach

erschienen in der Neue Zürcher Zeitung am 26. März 2022

Zürich, 9. Mai 2023

Die Jury:



Hannes Britschgi



Lisa Feldmann



Nina Jecker



Christina Neuhaus



Paula Scheidt



Hansi Voigt



Stefan von Bergen

Preisträgerin



Janique Weder

Im St. Galler Rheintal aufgewachsen. Studium der Geschichte, BWL und Kommunikationswissenschaft an der Universität Fribourg, anschliessend Einstieg in den Journalismus beim «St. Galler Tagblatt». Rückkehr an die Uni, diesmal in Zürich, für das Masterstudium der Wirtschaftsgeschichte und Ökonomie. Es folgte ein Aufenthalt an der Hebräischen Universität in Jerusalem, danach ging es direkt an die Falckenstrasse. Bei der NZZ seit 2018, zunächst als Nachrichtenjournalistin und Chefin vom Dienst tätig, aktuell Ressortleiterin Nachrichten und Tagesleiterin im Newsroom.

Hier können Sie den Artikel hören:



Laudatio

Laudatio auf Janique Weder
von *Stefan von Bergen*

Ich gebe zu: Meine Lektüre des Artikels «Bogotá einfach» begann mit zwei Irrtümern. Als ich in der Unterzeile las «Janique Weder, Bogotá», dachte ich: Typisch NZZ, die kann es sich leisten, ihre Autorin auf Auslandreportage zu schicken. Aber dann merkte ich: Das ist ja eine Lokalgeschichte aus dem St. Galler Rheintal. Genauer: Es ist eine Geschichte über die Kollision der kleinen Welt mit der grossen weiten Welt des Internets und des Betrugs.

Mein zweiter Irrtum: Ich dachte, ach wieder so ein Text, der leider nichts daran ändern wird, dass Blauäugige auf Betrugsmails hereinfallen. Auf Mails, in denen ihnen – wie in dieser Geschichte – ein Erbe von über 20 Millionen angeboten wird, das sie einfach noch schnell in Kolumbiens Hauptstadt Bogotá abholen müssen.

Aber dann nahm mich die Geschichte dieses 77-Jährigen aus dem Rheintal gefangen. Weil er nämlich ein geradezu perfektes Betrugsopfer ist. Die Autorin beschreibt ihn als «immun gegen die Wirklichkeit». Im Internet ist er ganz ohne Spamfilter unterwegs, wie in einem Auto ohne Airbag und Anschnallgurten. Er weiss nicht, dass man besser nicht alle Mails für bare Münze nimmt. Er beantwortet jedes pflichtschuldig, als wäre es ein Brief an ihn.

Als ihm ein Absender anbietet, das Flugticket nach Bogotá zu bezahlen, denkt der Mann: Das habe ich noch nie erlebt, diesmal muss es seriös sein. Er wünscht, seine Frau mitzunehmen, und auch deren Ticket wird bezahlt. Was die beiden nicht realisieren: Es ist die neuste Masche der afrikanischen Mafia, Rentner aus Europa mit Voranzahlungen als arglose Drogenkuriere zu rekrutieren. Beim Rückflug

checkt die Polizei den Koffer der Frau. Aus dem Geschenk, das ihr der Kontaktmann mitgegeben hat, rieselt das Kokain. Seither sitzt die Frau fest im Gefängnis in Bogotá. Und ihr Mann verkriecht sich zuhause im Rheintaler Dorf.

Auf so eine verrückte Geschichte muss man erst mal stossen. Man muss die beiden Hauptfiguren zum Reden bringen. Und man muss die Story noch so erzählen, wie das Janique Weder tut. Sie beginnt in einer harmlosen Sprache, der man so ahnungslos zuhört wie die Hauptfigur. Als dann in Bogotá die Handschellen klicken, stürzt die Autorin das Ehepaar aus seiner heilen Welt in einen Albtraum.

Es kommt noch schlimmer. Über die Geschichte des Betrugs schiebt die Autorin nämlich raffiniert die Geschichte des Paares. Genauer: die Geschichte seiner Entfremdung. Der sture 77-Jährige verrennt sich nicht nur in seine Gier nach dem vermeintlich grossen Gewinn. Er reitet dabei seine Frau ins Verderben – ohne das einzusehen. Für die Frau aber ist das: ein Verrat. Im Gefängnis wächst ihr Zorn, sie sagt sich von ihrem Mann los, sie findet gar, er müsste an ihrer Stelle im Gefängnis sitzen. Ich begriff: Um das zu erfahren, musste Janique Weder nach Bogotá fahren und die dort festsitzende Frau treffen. Und ich verstand: Dieser Text ist noch viel mehr als eine irre Betrugsgeschichte.

Ich hüte mich übrigens nach der Lektüre vor einem dritten Irrtum: Zu denken, ich wäre nie so blöd und gefeit vor E-Mail-Fallen. Wir werden alle einmal alt, sind dann vielleicht technisch überfordert oder werden von niemandem gewarnt.



Peter Baumgartner verdrängt einen Teil der Wahrheit.

© Annick Ramp

Erschienen am 26. März 2022

Als Peter Baumgartner im Internet eine Reise nach Kolumbien angeboten wird, glaubt er an das grosse Glück. Stattdessen bringt er seine Frau Elisabeth ins Gefängnis. Wie hoch ist der Preis für ihre Freiheit?

Von Janique Weder

Prolog

An einem Nachmittag im Herbst sitzt Peter Baumgartner vor dem Computer und öffnet eine E-Mail. Ein Mann namens Viktor Nelson schreibt, er habe gute Neuigkeiten: Peter habe Geld geerbt, viel Geld. Damit die 20,5 Millionen Dollar auf sein Konto überwiesen würden, müsse er einzig nach Bogotá, Kolumbien, fliegen und einige Papiere unterschreiben.

99 von 100 Personen löschen eine Mail wie diese. Peter Baumgartner zögert. Etwas an dieser Geschichte ist anders. Viktor Nelson will kein Geld von ihm, im Gegenteil: Er bietet ihm an, die Reise und alle Auslagen zu bezahlen. Peter Baumgartner antwortet: «Herr Nelson, ich möchte mich recht herzlich bedanken für Ihren Einsatz. Eine Bitte: Kann meine Frau auch mitkommen?»

Zehn Tage später sitzen Peter und Elisabeth Baumgartner im Flugzeug. Mit dabei: 400 Franken Reisegeld, überwiesen von Viktor Nelson via Western Union.

In Bogotá angekommen, spazieren Baumgartners durch die Strassen, trinken kolumbianischen Kaffee und fahren mit der Seilbahn auf den Aussichtsberg Monserrate. Vor allem aber warten sie: auf Bruno, einen Geschäftsmann, der ihnen die Dokumente für das Erbe vorbeibringen soll.

Am dritten Tag taucht Bruno auf. Peter und Elisabeth Baumgartner sitzen auf dem Sofa in der Hotelloobby. Bruno ist ein grosser Mann, muskulös, mit schwarzer Hautfarbe. Er spricht Englisch, Baumgartners können nur Deutsch. Die drei unterhalten sich mit einer Übersetzer-App.

Bruno erklärt, dass es ein Problem mit dem Erbe gebe. Baumgartners müssten über Belgrad, Serbien, zurückfliegen. Dort sitze ein Mann, der weiterhelfen könne. Dann verabreden sich Bruno, Peter und Elisabeth zum Nachtessen.

Bruno erzählt, dass er Recht studiere, und zeigt Bilder von Pokalen, die er an Wettbewerben im Gewichtheben gewonnen habe. Baumgartners sind beeindruckt. Sie mögen Bruno. Am nächsten Morgen schreibt Bruno eine Nachricht an Peter. Es geht um den Mann in Belgrad. Ob er ihm ein Geschenk mitbringen würde? Peter sagt Ja.

Das Geschenk: zwei Bücher und sechs Faxrollen, eingepackt in eine durchsichtige Plastikfolie. Bruno bringt es am Tag des Abflugs im Hotel vorbei, Peter versorgt es im Koffer, mit dem er und seine Frau unterwegs sind.

Wenige Stunden später sitzen Baumgartners im Flugzeug der Turkish Airlines nach Belgrad. Sie sind erleichtert. Viktor Nelson hat sein Versprechen gehalten und bezahlt. Bruno hat den Rückflug umgebucht, und Baumgartners sind zuversichtlich, dass sich in Serbien auch das Problem mit dem Erbe klären wird.

Die Triebwerke laufen. Elisabeth hat ihre Stiefeletten bereits gegen Stoffballerinas ausgetauscht und klickt sich durch das Filmprogramm, als ihr eine Stewardess auf die Schulter tippt.

«Are you Elisabeth Baumgartner? The police want to talk to you.»

Ein Anfang, zwei Geschichten

Fünf Monate später, im Februar dieses Jahres. Auf der Terrasse eines zweistöckigen Hauses im Norden von Bogotá sitzt Elisabeth Baumgartner, 67 Jahre alt, auf einem Plastikstuhl. Sie raucht zum Kaffee. Die Terrasse, ein Fleck von zwanzig Quadratmetern, ist ihr einziges Fenster zur freien Welt.

Elisabeth Baumgartner sitzt in Untersuchungshaft. Vor ihr liegt ein langer Prozess. Die Staatsanwaltschaft fordert zwischen acht und zwölf Jahre Gefängnis, dazu eine Geldstrafe bis zu 350 000 Franken. Elisabeth ist überzeugt, dass sie in Kolumbien sterben wird.

Sie hat sich entschieden, ihre Geschichte zu erzählen. Vier Nachmittage wird sie dafür brauchen. Sie hat jeden Tag ihrer Gefangenschaft dokumentiert. Im Gefängnis kritzelte sie Notizen auf Klopapier und Plastikfetzen. Später, im Hausarrest, hat sie alles in ein Tagebuch übertragen.

9130 Kilometer, eine Welt weiter, sitzt Peter Baumgartner, 77 Jahre alt, am Stubentisch in seiner Wohnung in der Ostschweiz. Auch er

raucht zum Kaffee. Von der Decke hängen an einem Faden aufgereiht eintausend Origami-Kraniche, die seine Frau gefaltet hat. Es sind eintausend Erinnerungen an sein früheres Leben. Seit einem halben Jahr lebt Peter in dieser Wohnung ohne Elisabeth. Der Fernseher läuft.

Auch Peter will seine Geschichte erzählen. Er hat sich akribisch vorbereitet, auf dem Esstisch liegen ausgedruckte E-Mails, Flugtickets und ein Blatt mit Fingerabdrücken. In der Ecke steht ein Computer, auf dem Peter noch mehr Mails zeigen wird.

Verwebt man die Erzählungen von Peter und Elisabeth ineinander, entsteht die Geschichte eines Verrats. Baumgartners hatten Vertrauen; in das Internet und die Menschen, die sich darin bewegen. In sich selbst und die eigene Urteilsfähigkeit. Vor allem aber hatten sie Vertrauen ineinander.

Seit dreissig Jahren sind Baumgartners verheiratet. Heute haben sie sich kaum noch etwas zu sagen. Die Reise nach Kolumbien hat sie auseinandergetrieben.

Peter sagt, er habe seiner Frau ein Geschenk zum Hochzeitstag machen wollen. Elisabeth sagt, ihr Mann habe sie ins Gefängnis gebracht.

Das vermeintliche Erbe, das Peter Baumgartner versprochen wurde, hat sie in die Fänge der afrikanischen Mafia geführt.

Baumgartners: die Macher

Peter und Elisabeth Baumgartner haben ihr gemeinsames Leben in Gams verbracht, einer kleinen St. Galler Gemeinde am Fuss des Alpsteins. Sie lernten sich in einem Café kennen, in dem Elisabeth als Aushilfe kellnerte. Peter war damals über 40, zweimal geschieden und Vater dreier Töchter. Auch Elisabeth, eine Österreicherin aus der Steiermark, hatte bereits eine Ehe hinter sich. Die beiden heirateten im Herbst 1991. Sie im schwarzen Lederkleid, er ganz in Weiss.

Peter war ein angesehener Kaminfegermeister, zuständig für 2500 Haushalte in der Region. Er war Vizekommandant der Feuerwehr und Mitglied der Baukommission. Vor allem aber war Peter der Mann, zu dem die Leute gingen, wenn sie nicht weiterwussten. Als für die Fasnacht im Dorf die Band ausfiel, gründete Peter in wenigen Tagen eine Guggenmusik für Kinder, die Emmentaler Löchlischränzer. Die Instrumente kaufte er einer Bürgermusik ab. Die Kostüme nähte er selber.



Kommt Elisabeth Baumgartner je wieder nach Hause?

© Charlie Cordero

Von da an waren Baumgartners überall dort dabei, wo es etwas zu tun gab. Peter dekorierte die Ladenschaufenster im Dorf. Elisabeth jätete das Unkraut von Bekannten. Jedes Jahr zu Weihnachten bauten sie in ihrem Garten eine Krippe, so gross, dass Leute darin stehen konnten. Von einem befreundeten Bauern liehen sie Esel und stellten sie in den Stall. Am ersten Advent schenkten sie auf der Strasse vor ihrem Haus Glühwein aus und verteilten Kekse. Die Leute im Dorf reden noch heute davon.

Finanziell ging es Baumgartners gut. Peters Kaminfegebetrieb lief wie von selbst, Elisabeth übernahm eine Firma für Polyesterlaminierungen, führte eine Bar und später das «Tokio», eine Besenbeiz im Keller ihres Hauses. Sie nahmen ein Pflegekind auf und machten Ferien in Kuba, Kenya, Florida, New York. Peter flog jedes Jahr für einen Monat nach Thailand zum Tauchen, wo er im Alter von 62 noch die Tiefseepfung machte. Elisabeth kümmerte sich zu Hause um die Geschäfte. Das Leben meinte es gut mit ihnen.

2011 wurde Peter pensioniert. Jetzt war er nicht mehr Peter, der Kaminfege, sondern nur noch Peter. Um seine Bedeutung nicht zu verlieren, arbeitete er weiter. Er reparierte und restaurierte Öfen. Noch heute sind seine Hände schwarz vom Russ, als hätte sich der Fleiss eines Arbeitslebens für immer in seine Haut gebrannt.

Eine Zeitlang ging das gut. Doch dann passierte die Sache mit dem Haus, eine diffuse Geschichte. Baumgartners erzählen sie so: Ein Buchhalter hatte Peter geraten, sein Haus einer Tochter zu überschreiben. Das sichere die Familie finanziell ab, sollte ihm etwas passieren. Die Tochter wollte das Haus nicht – Peter überschrieb es ihr trotzdem.

Baumgartners liessen sich ein lebenslanges Wohnrecht einräumen. Aber die Tochter bezahlte die Hypothek nicht, und die Bank wurde ungeduldig. Sie habe Peter oft gewarnt, sagt Elisabeth, aber er habe die Schreiben ignoriert – so lange, bis das Haus zwangsversteigert worden sei. Als Baumgartners sich dann weigerten, auszuziehen, stand eines

Tages die Polizei mit einem Räumungsbefehl vor der Tür.

Die Gemeinde quartierte Peter und Elisabeth in einer Vierzimmerwohnung ein. Das ist nun fünf Jahre her. Vom schönen alten Leben blieben nur die bis heute verschlossenen Umzugsschachteln.

In seiner Verzweiflung flüchtete Peter ins Internet. Er richtete sich ein E-Mail-Konto ein, nannte sich «chaempeter», und: Plötzlich schrieben ihm fremde Menschen, die ihm helfen wollten. Er begann auf die Nachrichten all der Banken, Stiftungen und Geschäftsleute zu antworten, die in seinem Postfach landeten.

Peter wurden grosse Summen versprochen, wenn er denn nur eine kleine Anzahlung machen würde. Also schickte er Geld via Western Union nach Benin und nach Côte d'Ivoire. Er reiste nach Paris, weil dort ein Mann mit Cash auf ihn warten sollte. Er fuhr nach Genf, Innsbruck, Erfurt und Madrid. Bei jeder Reise war Peter von neuem überzeugt, dass es dieses Mal klappen würde. Aus Budapest, erzählt Elisabeth, sei er mit einem Koffer zurückgekehrt, angeblich gefüllt mit Geldscheinen. Als er ihn zu Hause öffnete, waren darin schwarze Papierfetzen.

Elisabeth sagte ihrem Mann, er solle aufhören, diesen Leuten zu schreiben. Sie wollte ihm erklären, dass er mit Betrügnern zu tun habe. Aber: «Peter war ein Optimist. Er konnte sich nicht vorstellen, dass ihn jemand hinters Licht führen will.»

Je öfter sich Elisabeth einmischte, desto heimlicher ging ihr Mann ans Werk. Mehr und mehr verlor er sich in seiner Welt.

Die Wissenschaft kennt für dieses Verhalten einen Namen: eskalierendes Commitment. Menschen halten an Dingen fest, weil sie bereits investierte Anstrengungen in ihre Entscheide einbeziehen. Sie machen auch dann weiter, wenn keine Erfolgsaussichten mehr da sind. Sie reden sich die Umstände schön, blenden die Tatsachen aus, ignorieren die Warnsignale.

Ein altes Auto, das mit jeder Reparatur teurer wird. Eine unglückliche Ehe. Spielsucht. Krieg. In allen Beispielen eint Menschen die Hoffnung, dass es doch noch gut komme. Und so ging es auch Peter Baumgartner. Als im vergangenen September die Mail von Viktor Nelson in seinem Postfach landete, hatte er bereits mehr als 20 000 Franken an Trickbetrüger im Internet verloren.

Doch jetzt war da dieses Schreiben, das anders war als alle zuvor. Nelson offerierte eine Reise. Er bot an, für Flug und Hotel zu bezahlen. In Peter kam zum ersten Mal seit langer Zeit Hoffnung auf. Er erzählte Elisabeth davon. Drängte sie dazu, mitzukommen.

Die Verhaftung

Kokain in Bananen, Kokain unter Perücken, Kokain in Tieren. Die Flughafenpolizei in Bogotá hat alles schon gesehen. Der El Dorado ist der wichtigste Flughafen und einer der grössten Drogenumschlagplätze Kolumbiens. Jedes Jahr fliegen zehn Millionen Passagiere von hier weg. Das sind zehn Millionen Verdächtige. Polizisten beobachten Leute, die stark schwitzen und sich nervös bewegen. Jedes Gepäckstück, das in ein Flugzeug gestapelt wird, wird durchleuchtet. Auf dem ganzen Areal sind Drogenspürhunde unterwegs.

Nichts davon hatte Elisabeth Baumgartner im Kopf, als sie von der Stewardess aus dem Flugzeug begleitet und zwei Polizisten übergeben wurde. «Ich glaubte an einen Irrtum, der sich schnell klären würde», sagt sie.

Die Polizisten eskortierten Elisabeth in einen grossen unterirdischen Raum, in dessen Mitte der schwarze Koffer von Baumgartners stand. Eine dritte Polizistin trat mit einem Schäferhund durch die Tür. Als der Hund sich dem Koffer näherte, begann er laut zu bellen.

Die Polizisten hätten den Inhalt des Koffers ausgeleert, erzählt Elisabeth. Pullis, Socken, das Geschenk von Bruno. Die Bücher und die Faxrollen. Ein Polizist nahm ein Buch, legte es auf den Tisch und schnitt den Deckel entlang des Randes mit einem Teppichmesser auf. Weisses Pulver rieselte heraus. Dasselbe machte er beim anderen Buch. Auch dort, weisses Pulver.

Elisabeth verstand nicht. «Ist das Heroin?», soll sie die Polizisten gefragt haben. Ein Schnelltest gab Antwort: kein Heroin, sondern Kokain. 3700 Gramm.

Elisabeth wollte erklären, dass sie mit dem Kokain nichts zu tun habe. Aber die Polizisten hätten nicht zugehört. Sie fotografierten Elisabeth vor den Drogen, beschlagnahmten ihr Portemonnaie, ihr Telefon und ihren Pass. Dann klickte es zwei Mal. Handschellen.

In ihrem Tagebuch wird Elisabeth später über diesen Tag schreiben: «Es ist sehr schwer, das alles wiederzugeben, weil es unglaublich



Die Geschichte verfolgt Peter Baumgartner, ob er will oder nicht.

© Annick Ramp

«Ich bin nicht gewillt, für meinen Mann den Rest meines Lebens im Gefängnis zu sitzen.»

erscheint und ich solche Sachen bis dato nur im Film sah. Es war schrecklich.»

Auch Peter Baumgartner war aus dem Flugzeug gestiegen. Er lief hinter den Polizisten und seiner Frau her, in den Keller, sah den Koffer, den Hund, das Kokain. Niemand beachtete ihn. Die ganze Zeit über hätte er einfach davonspazieren können.

Wie Baumgartners später berichten, interessierte es die Polizisten nicht, wer das Kokain in den Koffer gepackt hatte. Er war am Schalter auf den Namen von Elisabeth Baumgartner eingechekkt worden. Damit haftete sie für den Inhalt. Die moralische Frage stellte sich nicht. So unterscheidet sich das Gesetz vom Leben.

Im Gefängnis

Das Buen Pastor, Bogotás berühmtestes Frauengefängnis, liegt unauffällig in einem Wohnquartier, als liesse es sich hinter den Häusern freier Menschen verstecken. Auf dem Rasen der angrenzenden Siedlung spazieren Pfauen.

Elisabeth Baumgartner kam am 4. Oktober hier an. Die vorangegangenen zehn Tage

Schaumstoffmatratze und ein Gitter, dessen Löcher Elisabeth mit Plastikfetzen stopfen musste, damit es nicht hineinregnete.

Das Gefängnis Buen Pastor ist hoffnungslos überbelegt. Ende der fünfziger Jahre wurde es für 1275 Gefangene gebaut. Heute sitzen im Durchschnitt mehr als doppelt so viele dort ein. Ein NGO-Mitarbeiter, der Workshops mit den Gefangenen durchführt, sagt: «Beim Eintritt ins Gefängnis wird dir alles genommen. Im Inneren regiert die Gewalt. Die Wärter sind deine Feinde.»

An diesem Ort war Elisabeth Baumgartner, 67 Jahre alt, aus Gams im Kanton St. Gallen gefangen. Sie schrieb in ihr Tagebuch: «Flughafengefängnis war die Vorhölle, jetzt bin ich wirklich in der Hölle angekommen.»

Das Leben im Gefängnis war genau geregelt. Der Tag begann um 5 Uhr mit einem Kontrollgang und endete um 20 Uhr mit einem Kontrollgang. Dazwischen gab es Morgenessen (7 Uhr, Reis und hart gekochte Eier), Mittagessen (10 Uhr 30, Reis und hart gekochte Eier) und Abendessen (16 Uhr, Reis und hart gekochte Eier).

brachten Schokolade und Zigaretten vorbei. Elisabeth faltete zum Dank Origami-Kraniche.

Elisabeth ging es immer schlechter. Sie nahm in neunzehn Tagen sechs Kilogramm ab. Dann schaltete sich die Schweizer Botschaft in Bogotá ein. In einer Anhörung erreichte sie, dass ein Richter einem Hausarrest zustimmte.

«Betreff: HILFE»

Als Elisabeth im Frauengefängnis ankam, war Peter bereits zurück in der Schweiz. Zunächst hatte er sich geweigert, Kolumbien zu verlassen. Er wollte die Dinge vor Ort klären, nahm Kontakt zur Schweizer Botschaft auf, organisierte einen Anwalt. Doch dann, erzählt Peter, habe ein Polizist ihm geraten, nach Hause zu fliegen. «Sonst landest auch du noch im Gefängnis», soll er gesagt haben.

In Gams angekommen, ertrug Peter die Stille nicht. Statt Leben war da Leere. Also tat Peter das, was er am besten konnte: Er packte die Dinge an.

Peter kaufte sich ein Stempelkissen, nahm sich Fingerabdrücke und liess deren Richtigkeit von der Gemeinde Gams bestäti-

«Peter war ein Optimist. Er konnte sich nicht vorstellen, dass ihn jemand hinters Licht führen will.»

hatte sie in einer Zelle im Flughafengefängnis gesessen.

Warten auf die Eingangskontrolle, dann warten auf die Leibesvisitation. Ein Arzt stellte Elisabeth Fragen, ein Mann am Telefon übersetzte. Wann war die letzte Periode? Wie lange? Wie oft wechselte sie ihre Sexualpartner? Hatte sie Geschlechtskrankheiten? Operationen? Elisabeth zeigte ihre Blinddarmnarbe und die Stelle, wo sie an der Bandscheibe operiert worden war.

Dann steckten die Aufseher Elisabeth in einen Trakt, wo sie zwischen zwei Zellen wählen durfte. In der einen brannte das Licht immer, in der anderen nie. Sie entschied sich für die Zelle mit Licht: vier Quadratmeter, eine

Als Dusche diente ein Rohr an der Wand, aus dem eiskaltes Wasser floss. An den meisten Tagen brachte es Elisabeth nicht über sich, sich zu waschen. Stattdessen stand sie auf einen Plastikstuhl und beobachtete durch das Gitter das Leben in den anderen Trakten.

Tagebuch, Gefängnis, Tag 9: «Möchte nach Hause, aber wo ist das???»

Die meiste Zeit über verstand Elisabeth nicht, was passierte. Um sie herum waren Menschen, deren Sprache sie nicht verstand. Sie hatte Panikattacken, weinte und zitterte manchmal stundenlang. Dann hätten sogar die Wärterinnen mitgeföhlt, sagt Elisabeth. Sie schickten sie in den Garten, Insassinnen aus anderen Trakten

gen. Er setzte ein Geständnis auf, in dem er erklärte, dass er das Paket ohne das Wissen seiner Frau in den Koffer gepackt habe. Er schrieb unzählige E-Mails und Briefe. An das Aussendepartement, an den Anwalt, an die Bürgermeisterin von Bogotá – und an Viktor Nelson.

Betreff: HILFE

«Ich bitte Sie um Hilfe, dass meine Frau aus dem Gefängnis kommt in Bogotá, denn sie sitzt unschuldig darin. Bitte, bitte, bitte helfen Sie meiner Frau. Haben Sie ein gutes Herz.»

Viktor Nelson antwortete kurze Zeit später.

«Ich habe mit einem in Bogotá bekannten Anwalt gesprochen, und er sagte, dass er



Im Hausarrest wartet Elisabeth Baumgartner auf ein Urteil.

© Charlie Cordero



Peter in seiner Werkstatt am Fuss des Alpsteins.

© Annick Rampf

mit 25 000 Euro den Fall übernehmen und Ihre Frau in einem Monat freilassen wird.»

Als Peter nicht auf den Vorschlag einging, hakte Nelson nach.

«Peter, was ist dein Plan? Weil ich bald in den Urlaub fahre.»

«Peter, das Einzige, was ich dir sagen muss, dass du vor nichts Angst haben solltest. Ich habe beschlossen, zu dieser Angelegenheit beizutragen, nur weil ich ein Mensch wie du bin.»

«Peter, du musst herumlaufen und 10 000 € aufreiben, während ich den Restbetrag begleiche.»

Es ist nicht möglich, in den Kopf von Peter Baumgartner zu blicken. Fühlt er sich schuldig? Wer ihn das fragt, dem sagt er: «Es war alles perfekt, sauber. Hätte nie gedacht, dass es etwas so Blödes ist.» Und er versichert, Viktor Nelson nie Geld geschickt zu haben.

Bereitwillig zeigt er sein E-Mail-Postfach. Es offenbart, dass er nach Elisabeths Verhaftung Kontakt mit neuen Betrügern aufgenommen hat.

Was die Wirklichkeit auch bereithält, Peter Baumgartner scheint immun dagegen zu sein.

Um das Geld für Elisabeths Prozess zusammenzubekommen, arbeitete Peter nun jeden Tag. Er reparierte und restaurierte Öfen. Ins Dorf sei er nicht mehr gegangen, sagt er. Peter arbeitete auch, um sich abzulenken. Er wusste, dass er seine Frau enttäuscht hatte. In Bogotá besuchte er sie jeden Tag im Flughafengefängnis. Dann durften sie zusammen nach draussen eine Zigarette rauchen gehen. Peter erinnert sich, dass Elisabeth kaum mehr mit ihm sprach.

Wenn nun in Gams jemand nach Elisabeth fragte, erzählte Peter die Wahrheit. Zumindest fast: Seinen Freunden, dem

Gemeindepräsidenten, seinen Töchtern, ihnen allen erklärte Peter, er habe die Reise nach Bogotá bei einem Wettbewerb gewonnen. Auch in unseren Gesprächen erzählte Peter zu Beginn von einer gewonnenen Reise.

Auf den Betrug folgte die Scham. Peter begann auch, Mails zwischen Nelson und ihm zu löschen. Nach und nach verschwanden die Hinweise auf das vermeintliche Erbe und damit wichtige Beweise für den Prozess seiner Frau.

War es Verdrängung? Musste Peter sich selbst belügen, um die Wahrheit zu ertragen? Als er in einem unserer Gespräche am Computer sitzt und eine Mail findet, die die Geschichte mit dem Erbe beweist, zeigt er sich überrascht. Er sagt: «Mit so viel Geld könnte man ja gar nichts machen. Da würde man gleich eingesperrt, das ist doch unlogisch.»

Der Trick mit X

Im kolumbianischen Norden, eine Flugstunde von Bogotá entfernt, liegt die Stadt Santa Marta. Hochhäuser säumen den Strand. Bodentiefe Fenster in den Wohnzimmern geben den Blick aufs karibische Meer frei. Hier wohnt Yvonne Rieser. Die Frau, auf der die Hoffnungen der Baumgartners liegen.

Wie Elisabeth Baumgartner kommt auch Yvonne Rieser aus der Steiermark. Sie ist vor sieben Jahren nach Kolumbien gezogen. Seit Januar ist sie Elisabeths Anwältin.

Auf Riesers Küchentisch stapeln sich Gesetzestexte und Gerichtsurteile. Es sind Fälle von Drogenschmuggel, die Rieser in den vergangenen Jahren bearbeitet hat. Die Kurierwaren jedes Mal Pensionäre aus dem deutschsprachigen Raum in Europa. Alle kamen nach Kolumbien in der Hoffnung auf das grosse Geld. Alle sagten, von den Drogen nichts gewusst zu haben.

In einem Fall wurde das Kokain in flüssiger Form in Weinflaschen versteckt. Im zweiten Fall war es in eine Tauchflasche eingeschweisst. Im dritten Fall wurde es wie bei Baumgartners auf Bücher und in Faxrollen gepresst.

In allen Fällen fielen die Opfer auf denselben Trick rein. Den Trick mit Person X:

Am Anfang stehen eine Person, nennen wir sie X, und eine E-Mail. Der Absender erklärt Person X, dass sie Geld geerbt habe und nach Kolumbien kommen müsse, um die Überweisung auszulösen. Löscht Person X die



Elisabeth drohen in Kolumbien zwölf Jahre Gefängnis.

© Charlie Cordero

Mail, passiert nichts. Antwortet sie, hat sie den ersten Schritt in die Falle gemacht. Jetzt geht der Absender in die Offensive.

Er tut etwas, was in der Geschichte des Internetbetrugs neu ist: Er schickt Geld, richtiges Geld. Via Western Union überweist er Person X einen Betrag um die 500 Dollar. Gleichzeitig bucht er die Flugtickets. Das überzeugt Person X. Sie packt ihren Koffer.

Im Moment, in dem sie in das Hotel in Kolumbien eingekcheckt hat, muss sie sich besonders fühlen. Die 500 Dollar: echt. Die Flugtickets: gültig. Das Hotelzimmer: bezahlt. Der Gedanke: Irgendwann findet das Glück einen.

Von einer Kontaktperson erfährt Person X am zweiten oder dritten Tag, dass es Probleme mit dem Erbe gebe und sie deshalb in ein anderes Land reisen müsse. Die Kontaktperson versichert Person X, dass auch diese Reise bezahlt werde – und fragt sie, ob sie dem Mann ein Geschenk mitbringen würde. Person X denkt an das Geld und daran, dass diese Leute bereits mehrere tausend Franken für sie ausgegeben haben. Sie nimmt das Geschenk mit. Dass sich darin Kokain befindet, auf diese Idee kommt sie nicht.

Nun gibt es zwei Möglichkeiten. Szenario eins: Person X fliegt am Flughafen auf,

wird verhaftet und ins Gefängnis gesteckt. Szenario zwei: Sie kommt durch. Was danach geschieht, weiss niemand genau. Doch das Kokain ist dann in Europa.

Die Täter: junge Männer wie Bruno aus Westafrika. Anders als die Kolumbianer, die in Tonnen schmuggeln, kaufen die Westafrikaner in Südamerika kleinere Mengen Kokain und verkaufen es direkt an den Konsumenten in Europa. Der Drogenschmuggel spielt sich auf drei Kontinenten gleichzeitig ab, der Drahtzieher versteckt sich hinter einer E-Mail-Adresse.

Die Opfer: leichtgläubige Senioren wie Peter, in finanziellen Schwierigkeiten und meist ohne akademische Bildung. Alleingelassen von ihren Kindern, die ihnen einen Internetanschluss einrichten und sie dann sich selbst überlassen.

Einmal online, verhalten sich die Senioren wie im realen Leben; gutmütig und beflissen. Sie arbeiten ihren Posteingang ab, als wäre er ihr Briefkasten. Was eine Spam-Mail ist, wissen sie nicht. Viele von ihnen halten das alles für wahr.

Peter Baumgartner war einer dieser Senioren, der es nicht besser wusste. Er verlor zuerst sein Geld und später seine Frau. Er ist ein Opfer. Aber ist er auch ein Täter?

Kaffee und Zigaretten

Die Airbnb-Wohnung, in der Elisabeth Baumgartner ihren Hausarrest verbringt, liegt in Prado Veraniego. Es sieht hier anders aus als im Zentrum von Bogotá, wo Hochhäuser in den Himmel schiessen und der Verkehr die Strassen verstopft. In Prado Veraniego ist kaum ein Gebäude höher als zwei Etagen. Die Leute grüssen sich.

Das Studio ist farbig eingerichtet, ein oranges Sofa neben dem Eingang, ein grüner Tisch beim Fenster. Das Bad ist winzig, dafür ist der Fernseher riesig. Auf dem Regal in der Küche stehen ein Wasserkocher und Maggi-Würze.

An den meisten Tagen steht Elisabeth schon um 5 Uhr morgens mit einem Kaffee und einer Zigarette auf der Terrasse. Danach macht sie das Bett, geht duschen und zieht sich an. Wie eine Frau, die gleich aus dem Haus geht.

Von einem Mitarbeiter der Botschaft hat Elisabeth ein neues Telefon erhalten. Via Whatsapp steht sie in Kontakt mit Freunden aus der Schweiz. Bekannte schicken Geld, weil sie helfen wollen. «Ich habe das halbe Dorf hinter mir», sagt Elisabeth einmal.

Nur mit Peter ist es schwierig geworden.

Peter ist in Gams ein freier Mann, Elisabeth ist in Kolumbien eine Gefangene. Wer sie

«Die Spitze meines Bleistifts neigt sich dem Ende zu, bald werde ich nicht mehr schreiben können.»

fragt, warum sie ihren Mann nach Bogotá begleitet habe, dem sagt sie: «Wir sind seit dreissig Jahren verheiratet, da machst du auch mal einen Blödsinn mit.» Den Frust schreibt sie in ihr Tagebuch.

Hausarrest, Tag 27: «Peter schreibt laufend, aber es bringt nichts.»

Hausarrest, Tag 38: «Glaube, Peter merkt langsam, dass ich mich nicht mehr so manipulieren lasse.»

Hausarrest, Tag 60: «Peter habe ich Geburtstagswünsche geschickt. Wünsche dir alles Gute zum Geb., mögen sich deine Träume erfüllen. Ich habe mein Leben vertrauensvoll in deine Hände gelegt, es endet hier in Kolumbien – er hat sich bedankt.»

Manchmal bekommt Elisabeth Besuch. Von der Hausbesitzerin, die Blumen vorbeibringt. Von einem Schweizer Bekannten, der Kaffee kauft. Vom Mitarbeiter der Botschaft, der mit ihr ein Glas Wein trinkt. Doch dann ist Elisabeth wieder allein mit ihrer Einsamkeit.

Dann löst sie Sudokus und faltet Kraniche. Dazwischen, immer wieder, Kaffee und Zigaretten. Je länger der Hausarrest dauert, desto verzweifelter wird Elisabeth. An Neujahr, Tag 72 des Hausarrests, schreibt sie nur wenige Zeilen ins Tagebuch: «100 Tage gefangen!!!! Ein neues Jahr!!! Es ist still auf der Strasse u. ich bin allein – es sind die Stunden eine Ewigkeit.»

Der Preis

Das Geständnis, das Peter an seinem Computer in Gams getippt hat, ist nach kolumbianischem Recht wertlos. Würde er seine Schuld eingestehen wollen, müsste er nach Bogotá fliegen und sich der Polizei stellen. Er würde verhaftet und wegen Drogenschmuggels angeklagt. Das wäre der Preis für Elisabeths Freiheit.

Peter sagt: «Das könnte ich schon machen» – aber dann unterbricht ihn das Klingeln seines Telefons, wie so oft. Kunden rufen an wegen der Heizung oder eines kaputten Ofens. Sie brauchen Peter, und Peter will gebraucht werden. Die Vorstellung, in Kolumbien im Gefängnis zu sitzen, hat in seinem Leben keinen Platz.

Währenddessen sagt Elisabeth: «Ich bin nicht gewillt, für meinen Mann den Rest meines Lebens im Gefängnis zu sitzen.» Sie möchte, dass Peter seine Freiheit für ihre aufgibt.

In ihrem Tagebuch schreibt Elisabeth immer seltener über Peter. Der Mann, mit dem sie seit dreissig Jahren verheiratet ist, ist ihr fremd geworden. Sie sagt, sie denke oft darüber nach, wie ihr Leben aussehen würde, sollte sie wieder nach Hause kommen. «Dann riskiere ich es. Dann bin ich bereit, mich von meinem Mann zu lösen.»

Epilog

An einem Donnerstagmorgen im Februar klingelt es bei Peter Baumgartner. Vor der Haustüre stehen sechs Polizisten, uniformiert, bewaffnet, mit einem Durchsuchungsbefehl. In der Wohnung öffnen sie alle Schubladen und reissen die Umzugskisten auf. Sie nehmen Peters Computer mit, das Handy auch.

Zwei Wochen später sitzt Peter im Büro eines St. Galler Staatsanwalts. Der erklärt ihm, dass die Schweiz ein Strafverfahren eröffnet habe. Gegen Peter werde wegen versuchten Drogenschmuggels in Kolumbien ermittelt. Und obwohl es danach aussehe, dass er betrogen worden sei: Das Kokain im Koffer war echt. Peter müsse damit rechnen, in St. Gallen ins Gefängnis zu kommen. Mit etwas Glück würde seine Frau dafür Kolumbien verlassen können.

In Bogotá sitzt Elisabeth Baumgartner auf der Terrasse und raucht eine Zigarette zum Kaffee. Später schreibt sie in ihr Tagebuch: «Der Tag war ganz ruhig, hat sich überhaupt nichts getan, fühle mich alt u. müde. Die Spitze meines Bleistifts neigt sich dem Ende zu, bald werde ich nicht mehr schreiben können.»

Elisabeth Baumgartner ist seit 184 Tagen gefangen.

In St. Gallen sagt Peter Baumgartner dem Staatsanwalt, er wolle kooperieren.



Den

Zürcher Journalistenpreis 2023

gewinnt

Sarah Serafini

für ihren Artikel

Das vernichtete Leben der Fulya Demir

erschienen auf Watson am 20. April 2022

Zürich, 9. Mai 2023

Die Jury:



Hannes Britschgi



Lisa Feldmann



Nina Jecker



Christina Neuhaus



Paula Scheidt



Hansi Voigt



Stefan von Bergen

Preisträgerin



Sarah Serafini

Sarah Serafini, 35, erlernte das schreiberische Handwerk auf diversen Lokalredaktionen und an der Schweizer Journalistenschule MAZ. Seit 2013 arbeitet sie hauptberuflich im Journalismus. Zuerst als Nachrichtenredaktorin bei der «Schweiz am Sonntag», später als Reporterin bei «Watson» und seit Anfang 2023 als Ressortleiterin und Redaktorin beim «Beobachter». In ihren Geschichten fokussiert sie auf gesellschaftskritische und sozialpolitische Themen. Sarah Serafini lebt in Zürich.

Hier können Sie den Artikel hören:



Laudatio

Laudatio auf Sarah Serafini
von *Lisa Feldmann*

Wann geht uns eine Geschichte nahe? Warum berührt uns ein Schicksal? Was bringt uns dazu, genauer hinzuschauen, eine Recherche zu starten? Und wie schreiben wir sie dann auf?

Sarah Serafini stolpert Mitte Oktober 2021 über eine Meldung des News Portals Watson, der Mord an einer jungen Kurdin wird vermeldet. Der mutmassliche Täter: der eigene Ehemann. Die Nachricht vom Femizid verbreitet sich rasch in der ganzen Schweiz. Dass dieser Mord in Altstetten passiert, quasi in ihrer Nachbarschaft, beeindruckt Serafini tief: Sind also auch Frauen in der sicheren Schweiz, in einem kleinbürgerlichen Zürcher Quartier ihres Lebens nicht sicher?

Sarah Serafini fragt sich, ob Fulya Demir ihre Nachbarin hätte sein können, deren Not auch sie erst bemerkt hätte, als es zu spät war. Also sucht sie nach Nachbarn in dem Mehrfamilien-Haus und findet Moni. Die 64-Jährige hat so einiges mitbekommen vom Haus-Unfrieden, hat auch schon mal die Polizei alarmiert. Aber dass es soweit kommen würde, das hat sie sich dennoch nicht vorstellen können.

Nachbarin Moni wird zur Identifikationsfigur: diese Mischung aus hilfloser Hilfsbereitschaft und Scham darüber, die Alarmsignale dennoch nicht ernst genug genommen zu haben. Die ganz normale Überforderung innerhalb unserer urbanen Gesellschaften, in der einander fremde Menschen auf engstem Raum zusammenleben. Wo die Grenzen zwischen Diskretion und direkter Konfrontation immer wieder neu definiert werden müssen.

Sarah Serafini fragt sich, wer diese junge Frau war, die aus der südlichen Türkei einwanderte, legalisiert durch ihre Ehe mit Ahmet,

den eine Tante aus Istanbul ihr vorgestellt hatte. Das der vermeintliche Traummann in der Schweiz bereits einschlägig vorbestraft war, ahnte damals niemand.

Serafini reist in Fulya Demirs Heimatort am Meer, nahe der syrischen Grenze, heute einer der Orte, die wir aus anderen Schlagzeilen kennen – auch in Iskenderun hat das Erdbeben vom 6. Februar dieses Jahres massive Zerstörung hinterlassen.

Das Zusammentreffen mit Fulyas Eltern und ihrer jüngeren Schwester, ist der vielleicht berührendste Teil dieser berührenden Geschichte. Erzählt wird von einer Tochter, die nie aufzuhalten war, einer älteren Schwester, die von klein auf ihren Willen durchsetzt, ihr Glück woanders suchte. Die ihre Träume am Ende mit dem Leben bezahlt hat. Und dass sie nicht zu ihrer Beerdigung reisen konnten, weil das Geld dafür nicht reichte.

In diesem Moment entwickelt die Reportage von Serafini eine ganz besondere Kraft. Nur weil die Journalistin nicht locker liess und schliesslich ihren Chefredakteur davon überzeugen konnte, sie in die Türkei fliegen zu lassen, entstand dieses eindrückliche, drei-dimensionale Portrait. Das Team der «Rundschau», Samira Zingaro und Kameramann Matthias Gruic, übersetzten diese Reportage für ihren Bericht in bewegende Bilder.

Sarah Serafini erlebt, was Reporter erleben, die sich in Krisengebiete begeben, von Kriegsschauplätzen berichten, aus Schützengräben, Flüchtlingscamps, Folter-Gefängnissen: Sie zwingen die Welt hinzuschauen, mitzufühlen. So erwächst aus dem Verständnis für die Betroffenen notwendige Öffentlichkeit. Aber

Laudatio

auch jener Respekt, der den Opfern vielleicht ein wenig hilft zu heilen.

Jede zweite Woche stirbt in der Schweiz eine Person durch die Hand des Partners oder Ex-Partners. Sarah Serafini hat sich dazu entschlossen, ihre Geschichte einer einzigen Frau zu widmen. Immer wieder nimmt sie innerhalb der Geschichte Bezug zu der ihr Unbekannten, spricht sie direkt an, als könne Fulya Demir ihr Antworten geben aus dem Jenseits auf die Sinnlosigkeit dieses Femizids. Und selbst dieses eigentlich irritierende Stilmittel funktioniert.

Wohl, weil es auch im Diesseits keine Antwort gibt.

Sarah Serafini schafft mit ihrer Reportage, die im April 2022 bei Watson erschienen ist, eine Unmittelbarkeit, der sich keine Leserin, kein Leser entziehen kann. Und damit vielleicht am Ende sogar die Voraussetzung für eine neue Nachbarschaft der Nähe und Nachhaltigkeit

Das vernichtete Leben der Fulya Demir

Erschienen am 20. April 2022

Am 13. Oktober 2021 wird die 30-jährige Fulya Demir in Zürich Altstetten getötet. Als dringend tatverdächtig gilt ihr Ehemann. Eine gemeinsame Recherche mit der SRF-«Rundschau» zeigt nun: Der Mann war vorbestraft und sass bis kurz vor der Tat im Gefängnis. Die Chronik eines Femizids.

Von Sarah Serafini

Was geht dir durch den Kopf, als er dich die Treppe runterstösst und du fällst? Als du das Messer in seiner Hand siehst? Du in seine Augen blickst? Bist du überrascht? Weil du nicht glauben kannst, dass der Mann den du geheiratet hast, mit dem du zwei Kinder gezeugt hast, das Entsetzlichste tun würde?



Fulya mit ihrer Tochter. Sie sei eine fröhliche Frau gewesen, sagen die Frauen im Gemeinschaftszentrum. Und eine gute Mutter.

Am 13. Oktober 2021 ersticht der 47-jährige Ahmet* mutmasslich seine Ehefrau vor ihrer Wohnung in Zürich Altstetten. Es ist kurz vor 21 Uhr. Von Schreien aufgeschreckt, eilen Nachbarn ans Fenster und sehen, wie die Frau um ihr Leben kämpft. Die Wiederbelebungsversuche der Sanitäter nutzen nichts. Die 30-jährige Fulya Demir verstirbt noch vor Ort. Sie hinterlässt ein 9-jähriges Mädchen und einen 7-jährigen Bub.

Am nächsten Morgen ist die Nachricht überall: «Femizid im Kreis 9», titeln die Zeitungen. Das migrantisch geprägte Bändliquartier, für das sich normalerweise kaum jemand interessiert, wird über Nacht schweizweit bekannt. Journalisten fotografieren den Tatort, den Hauszugang, die mit einem schwarzen Schimmelschleier überzogenen Fassaden der Siedlung. Die Nachbarn schliessen sich in ihren Wohnungen ein. Das Wort «Femizid» kennen sie nicht oder wenn, dann nur von Schlagzeilen, die bisher nichts mit ihrem Leben zu tun hatten. Es bedeutet das Töten von Frauen aufgrund ihres Geschlechts. Plötzlich ist dieses fremde Wort allgegenwärtig. Die Tragödie mitten im Quartier. Mitten in ihrem Leben.

Die Anwohner sind überfordert ab so viel Grausamkeit. Einige Tage nach der Tat treffen sie sich zu einer Gedenkfeier auf ihrem Quartierplatz. Sie stellen Kerzen um den Brunnen, halten sich an den Händen, einige weinen leise. Aus Lautsprechern tönen die metallischen Klänge einer Bağlama, einer in der Türkei traditionellen Gitarre. Eine Stimme sagt ins Mikrofon, das sei Fulyas Lieblingslied gewesen. Ein Hauch von Orient legt sich über die versammelten Trauernden.

Fulya war kurdische Alevitin. Sie kam als 18-Jährige aus der Türkei in die Schweiz, um den 17 Jahre älteren Ahmet zu heiraten. Er, ebenfalls Kurde, stellte sich nach der Heirat als dominant und kontrollsüchtig heraus. Es gab oft Streit, laut, im ganzen Haus hörbar. Ahmets Weste war bei Weitem nicht so weiss, wie er es seine junge Ehefrau glauben liess. Wie die Recherche von watson und der SRF-«Rundschau» zeigt, war er wegen mehrerer Delikte vorbestraft und musste für ein Jahr ins Gefängnis. Nach seiner Entlassung wurde er zum mutmasslichen Mörder.

Die meisten am Gedenk Anlass kannten Fulya nur flüchtig. Eine einsame Frau, die eingekesselt von ihrem Mann in einer anonymen Zweizimmerwohnung lebte. «Fulya ist die

zwanzigste Frau in der Schweiz, die 2021 im häuslichen Kontext umgebracht wurde. Jede zweite Woche stirbt in der Schweiz eine Person durch die Hand des Partners oder Ex-Partners. Meistens sind es Frauen.» Das sagen an jenem Abend Aktivistinnen des Ni-una-menos-Kollektivs. Nach jedem Femizid in der Schweiz treffen sie sich, um der Opfer zu gedenken und auf Gewalt gegen Frauen aufmerksam zu machen. «Keine weniger» bedeutet der Ruf ihres Protests.

Die Versammlung auf dem Quartierplatz ist eine Mischung aus politischer Veranstaltung und Trauerfeier. Man will dem Unausprechlichen etwas entgegensetzen können, solidarisch sein, nicht wegschauen, wenn ein Mensch in Not ist. Gleichzeitig ist es der Versuch, Abschied zu nehmen von einer Frau, über die man nur wenig weiss. Mit hundert Fragen im Gesicht blicken Fulyas Nachbarinnen, die Aktivistinnen und einige Quartierbewohner auf das Foto, das auf einem improvisiert aufgebauten Altar steht. Erleuchtet von Kerzenlicht zeigt es eine lächelnde Frau, auf dem Kopf einen Kranz aus gelben Schlüsselblumen. Das dunkelbraune Haar ist in den Längen aufgehellt. Die Haut zart, der Blick frech, fordernd. Dunkle Augenbrauen umrahmen Fulyas Gesicht. Eine schöne Frau, zweifellos, die viel zu früh und mit roher Gewalt aus dem Leben gerissen wurde.

Fulya, was steckt hinter deinem sicheren Lächeln? Mit welchen Hoffnungen kommst du so jung in die Schweiz? Und wie sieht das System aus, in dem du gefangen bist?

Fulya Demir war Ehefrau und Mutter. Sie war eine Nachbarin, die Opfer eines Verbrechens wurde, ihr Schicksal zur Schlagzeile. Doch sie war auch eine Freundin, eine Nichte, eine Schwester. Sie war eine Tochter. Und einst war sie ein Mädchen, das unbekümmert zur Schule ging. Das sich wild und furchtlos allem entgegengestellte, das ihm in die Quere kam. Das ihren ganz eigenen Kopf hatte. Und eigene Träume.



Das Haus (links im Bild), in dem Fulya Demir mit ihrer Schwester, dem Bruder und den Eltern lebte, steht heute leer.

© watson

Kindheit mit Blick aufs Meer

Fulyas Spuren führen weit weg vom Bändliquartier, in eine 3000 Kilometer entfernte Hafenstadt in der Südtürkei. Iskenderun. In der Nacht schimmert sie orange, am Tag kann man in diesem Winter gleichzeitig auf schneebedeckte Bergspitzen und das Mittelmeer blicken. Zwei Autofahrstunden in den Osten liegt die syrische Stadt Aleppo. Fünf Autofahrstunden in den Süden Libanons Hauptstadt Beirut. So eingeklemmt zwischen den verschiedenen Regionen ist die Stadt ein Schmelztiegel der Kulturen und Religionen. Hier leben Kurden, Armenierinnen, Araber, Alevitinnen, Muslime und Katholiken.

Es ist ihre Heimatstadt. Im März 1991 geboren, wächst Fulya mit einem älteren Bruder, einer jüngeren Schwester und ihren Eltern auf einer Anhöhe am Stadtrand in einer kleinen Wohnung auf. Das Haus steht seit einiger Zeit verlassen da. Obwohl hier niemand mehr wohnt, sieht es aus, als wäre es gar nie fertig gebaut worden. Die mintgrüne Fassadenfarbe ist beinahe abgetragen. Aus dem Dach ragen

Eisenstangen. Die Mauer der Terrasse besteht lediglich aus aufeinandergetürmten Ziegelsteinen.

Hierherzukommen fällt Funda Demir schwer. Dieser Ort erinnert sie an ihre Kindheit. Glückliche Momente eigentlich, über die sie seit dem Tod ihrer älteren Schwester ein dunkler Schatten gelegt hat. Nicht nur ihre Namen ähneln sich. Funda hat dieselben grossen, dunklen Augen. Dieselben perfekt gebogenen Augenbrauen. Dieselben langen Haare. Nur ihr Blick ist anders. Zaghafter. Schüchterner.

Als Kind sei sie Fulya manchmal lästig gewesen. «Sie ist sechs Jahre älter als ich und wollte nicht, dass ich dabei bin, wenn sie mit ihren Freundinnen spielte.» Sie habe ziemlich harsch sein können. «Gleichzeitig hat sie nicht zugelassen, dass jemand anderes als sie selbst böse zu mir ist. Sie hat mich immer beschützt.» Funda lächelt kurz beim Gedanken an die aufbrausende und gleichzeitig sanfte Art ihrer Schwester. Dann senkt sie den Blick und eine Träne zeichnet eine nasse Spur in ihr Make-up.

Fulya, was entdecken deine Kinderaugen, wenn du in den Gassen hier herumstreifst? Siehst du manchmal den Taubenschwärmen zu, die über den Dächern tanzen? Riechst du das Feuer der Öfen, an denen sich die Hausbewohner wärmen? Blickst du manchmal wehmütig aufs Meer und freust dich auf wärmere Sommertage?



In diesem Stadtteil von Iskenderun wuchs Fulya Demir auf. Im Hintergrund schneebedeckte Teile des Nurgebirges.

© watson



Der Vater und die Mutter. Wie das Bildnis einer Schutzheiligen schwebt das Foto von Fulya unter der Wohnzimmerdecke ihrer Eltern.

© watson



Fulya an ihrer Hochzeit mit Ahmet. Sie hoffte auf eine Zukunft in Freiheit.

Die Nachricht vom Tod der Tochter

Es ist der 14. Oktober, als die Welt der Familie Demir zusammenbricht. Fulyas Mutter Kezban und der Vater Cemal kehren von einem Besuch bei Verwandten zurück, als vor ihrer Haustüre türkische Polizisten auf sie warten. Die Tochter in der Schweiz sei getötet worden. Der Schwiegersohn stehe unter dringendem Tatverdacht und befinde sich in Zürich in Haft. Szenen aus einem Albtraum.

Ihre Parterrewohnung ist moderner als die alte oben auf dem Hügel. Sie befindet sich in einem Gebäudekomplex nahe dem Stadtzentrum von Iskenderun. Auf schmalen Wiesenstreifen zwischen Trottoir und Hauswänden blühen Zitronen- und Olivenbäume. Im Wohnzimmer verbergen dicke Vorhänge den Blick nach draussen und machen den Raum zur Höhle. An drei Zimmerseiten stehen Sofas. Vor der vierten steht der Fernseher.

Und dort, hoch oben an der Wand, gleich unter der Deckenstuckatur, hängt das Bild von Fulya. Lächelnd, in Sommerkleidung, die langen Haare gewellt von einem gelösten Zopf, schwebt sie über den Köpfen ihrer Eltern, wie eine Heilige.

Die Mutter ist von kleiner, robuster Gestalt. Ihr grauer Haaransatz fliesst in dunkle Strähnen über. Sie sieht älter aus als ihre 57 Jahre. Doch in ihrem Blick liegt ein ungebrochener Stolz, trotz der Schicksalsschläge, die sie in

den letzten Jahren durchgeschüttelt haben. Zuerst der Brustkrebs, Chemotherapie, alle Haare weg. Dann der tödliche Autounfall der Schwiegerschwägerin. Ihr Sohn wird zum Witwer. Und jetzt Fulya. Ihre vier Enkel, zwei von ihrem Sohn und die zwei Kinder von Fulya, haben keine Mutter mehr. Nur noch sie.

«Es gibt keine Beschreibung dafür, wie es ist, das eigene Kind zu verlieren. Unser Schmerz ist sehr gross.» Die Mutter hält sich an einem Taschentuch fest, der Vater starrt mit wässrigen Augen auf den Tisch. Am schlimmsten sei, dass sie von den Schweizer Behörden keine Informationen erhielten. «Von den Kindern wissen wir nur, dass sie in einem Heim sind. Wir wissen nicht wo und können sie nicht anrufen», sagt die Mutter und bemüht sich um ein trauriges Lächeln.

Fulyas Vater, Cemal Demir, schweigt die meiste Zeit, schaut aus müden, traurigen Augen auf den Chai vor ihm auf dem Tisch, schmeisst einen Zuckerwürfel rein, rührt um. Nur einmal hellt sich sein Gesicht auf, als er von Fulyas Kindheit erzählt: «Sie war ein verrücktes Mädchen mit einem grossen Freiheitsdrang. Sie hat uns auf Trab gehalten und nicht gerne darauf gehört, was wir ihr sagten.» Auch nicht, als sie ihren zukünftigen Mann Ahmet kennenlernte. Die Eltern hätten, so sagt es der Vater, Fulya von der Ehe abgeraten.

Verkopplung mit einem Gewalttäter

Vielleicht ist das eine Schutzbehauptung. Vielleicht auch nicht. Tatsache ist: Als Kupplerin zwischen Fulya und ihrem späteren Ehemann fungiert eine Tante mütterlicherseits. Sie ist mit dem Halbbruder von Ahmet verheiratet und wohnt in Istanbul. Als Fulya die Tante besucht, schwärmt ihr diese von Ahmet vor. Der schon seit vielen Jahren in der Schweiz wohne, wo er wie ein König lebe, nur die passende Frau fehle. Die Tante arrangiert einen Skype-Anruf zwischen den beiden. So lernen sie sich kennen.

Nach ihrem Besuch in Istanbul ist Fulya euphorisiert. Sie malt sich ihre Zukunft in der Schweiz aus und will weg. Sie sei ständig mit Ahmet am Telefon gewesen, sagt die Mutter. Eines Tages sei er dann in Iskenderun aufgekreuzt, um Nägel mit Köpfen zu machen. Im Dezember 2009 wird geheiratet. Das Hochzeitsfoto zeigt eine zur Unkenntlichkeit geschminkte Fulya in den Armen eines selbstzufrieden dreinblickenden Mannes. Sie trägt ein Krönchen im Haar, rote Fingernägel und weisse Spitzenhandschuhe. Nur das pausbackige Gesicht verrät ihr jugendliches Alter.

Die Tante und der Halbbruder in Istanbul sind nicht die einzige Verbindung zwischen der Familie Demir und jener von Ahmet. Ein weiterer seiner Brüder ist mit der Cousine von Fulyas Mutter verheiratet. Auch sie leben in der Schweiz. Trotzdem hätten sie nichts mit diesem Arrangement zu tun gehabt, es sei allein Fulyas Entscheidung gewesen, darauf beharren die Eltern. Weil er so viel älter war, fanden sie, passte er nicht zu ihrer Tochter. Auch Funda, die jüngere Schwester, konnte nicht verstehen, warum sich Fulya auf diesen viel älteren, unhöflichen Mann einliess. «Ich war zwölf Jahre alt, als sie in die Schweiz ging, also noch sehr jung. Trotzdem spürte ich, dass es ihr nicht um Liebe ging. Es war ein rationaler Entscheid.»

Fulya, du kennst die Wahrheit über diesen Mann nicht, als du ihn heiratest. Hoffst du, ein Leben in der Schweiz ist dein Ticket in die Freiheit? Wovon träumst du? Wann beginnst du zu zweifeln?

Weder Fulya noch ihre Familie wissen zu diesem Zeitpunkt, wer Ahmet wirklich ist. Ein notorischer Gesetzesbrecher, der nicht vor Gewalt zurückschreckt. Auch gegenüber Frauen. Das zeigen Gerichtsunterlagen, die Watson und der «Rundschau» vorliegen. Bereits vor der Hochzeit mit Fulya wird Ahmet in der Schweiz straffällig. Er macht mehrmals falsche Angaben bei der Sozialhilfe. Er erpresst einen Mann und zwingt diesen unter Gewaltandrohung zur Rückzahlung eines Darlehens von 20 000 Franken. Er fingiert einen Autounfall, um die Versicherung zu betrügen.

Besonders alarmierend ist aber dies: Im Jahr 2012, Fulya wohnt da bereits seit drei Jahren in der Schweiz und bringt ihr erstes Kind zur Welt, stalkt Ahmet während Monaten eine andere Frau. Er taucht an ihrem Arbeitsort auf, ruft sie mehrmals täglich an, schreibt ihr Nachrichten, bittet sie, sich scheiden zu lassen und einer Beziehung mit ihm eine Chance zu geben. Als sie sich nicht darauf einlässt, wird er aggressiv. Er bedroht sie, ihren Ehemann und ihre Eltern mit dem Tod. Die Polizei spricht ein Kontakt- und Rayonverbot gegen ihn aus.

Isoliert in einer engen Zweizimmerwohnung

In ihrer Wohnung ist Moni umgeben von Engeln. Sie hängen an den Wänden, stehen auf der Fensterablage neben Kerzen und Pflanzen. Das Regal im Wohnzimmer gibt Einblick in die Welt der Frau, die hier wohnt: Eine weit Gereiste, an anderen Kulturen Interessierte, ein offenes Wesen, neugierig und bodenständig. Moni lebt seit 41 Jahren in dieser Wohnung mitten im Bändliquartier. Sie lernt Fulya kennen, als diese 2009 zu ihrem Mann ein Stockwerk unter ihr zieht.

Am Anfang habe sie Fulya oft traurig erlebt. «Sie sprach kein Wort Deutsch und lebte isoliert in dieser kleinen Wohnung mit diesem seltsamen Mann.» Die 64-jährige Moni ist eine wuchtige Erscheinung. Nicht wegen ihres Aussehens, sie ist klein und zierlich, es ist ihr gewinnendes Wesen, das einen sofort in Beschlag nimmt. In ihrer freundlichen Stimme liegt eine Vertrautheit, die wohligh umarmt. Bald freundet sie sich mit ihrer jungen Nachbarin an.

Fulya lernt schnell Deutsch, ist kontaktfreudig und möchte am liebsten studieren oder arbeiten. Doch Ahmet erlaubt es ihr nicht, sagt, weder sie noch er müssten arbeiten, sie erhielten schliesslich Geld vom Staat. Fulya

ärgert sich, dass ihr Mann so faul ist und den ganzen Tag rumsitzt. Die Eheprobleme beginnen früh. Sie streiten so laut, dass Moni regelmässig nach unten geht und bei dem Paar an die Wohnungstüre klopft.

Die Nachbarin hört, wie Ahmet in der Wohnung Gegenstände zertrümmert. Fulya sagt ihr, sie schlage er nie. Einmal entdeckt Moni bei ihr Würgemale am Hals. Fulya will ihr aber nicht sagen, woher sie die hat. Mit den Kindern zieht Fulya Pflanzen auf dem Balkon, geht mit ihnen auf den Spielplatz oder ins Gemeinschaftszentrum. Ahmet tritt dann jeweils hinter ihr her, lässt sie nicht aus den Augen. Moni sagt, als Mutter sei sie toll gewesen. Nur sei manchmal ihr aufbrausendes Temperament mit ihr durchgegangen. Und der Mann habe es ihr schwer gemacht, ihr Leben so zu leben, wie sie es wollte. «Diese Ehe war eine echte Katastrophe.»

Fulya will sich trennen. Sie erzählt ihrer Nachbarin, dass er sie kontrolliere. Ihr Handy, wohin sie geht, mit wem sie spricht. Er sei von ihr besessen. Einmal trifft Moni Fulya per Zufall in der Stadt vor dem Eingang einer Beratungsstelle für migrantische Frauen an. «Sie hat sich erkundigt, was bei einer Scheidung passiert», sagt sie. Und doch kommt es nicht zur Trennung.

Häusliche Gewalt, ein gesellschaftliches Problem

Fulya steckt fest. In einem Alltag geprägt von psychischer Gewalt, in einer Spirale, die nur in eine Richtung dreht. Fachpersonen wissen, wie schwierig es ist, daraus auszubrechen. Sie sehen häusliche Gewalt als ein grosses Problem – auch in der Schweiz. Die aktuelle Statistik aus dem Jahr 2020 verzeichnet 20 123 polizeilich registrierte Gewalttaten im häuslichen Bereich. Die Opfer stammen aus allen gesellschaftlichen Schichten. Gemeinsam haben sie lediglich eines: Sie sind in den meisten Fällen Frauen.

Die Opferberaterin Salome Gloor sagt: «Es ist ein Trugschluss, zu glauben, dass häusliche Gewalt nur in gewissen familiären Kontexten passiert, aber nicht im eigenen Umfeld.» Sie berät seit zwölf Jahren Frauen, die von Gewalt betroffen sind. Risikofaktoren für die Opfer seien, wenn sie finanziell von ihrem Partner abhängig sind, von der Aussenwelt isoliert werden und nicht auf ein soziales Netzwerk zurückgreifen können. Bei Frauen mit einer Migrationsgeschichte kumulieren sich

diese Risikofaktoren. «Das hat aber nicht mit der Tatsache zu tun, dass sie migriert sind, sondern, dass sie häufiger in beengten Wohnverhältnissen leben, mehr von Arbeitslosigkeit betroffen sind und von der gesellschaftlichen Teilhabe ausgeschlossen werden», sagt Gloor.

Vielleicht schafft es Fulya nicht, sich allein aus den Fängen von Ahmet zu befreien. Vielleicht macht ihr die Familie in der Türkei Druck, bei ihm zu bleiben. So zumindest soll sie es einmal gegenüber Moni geschildert haben. Vielleicht hat sie Angst, dass sie und die Kinder bei einer Trennung die Schweiz verlassen müssen.

Im März 2016, die Tochter des Paares ist drei Jahre alt, der Sohn sieben Monate, wird Ahmet wegen einer Reihe von Delikten der Prozess gemacht. Das Strafgericht Basel-Landschaft verurteilt ihn wegen mehrfachen, teilweise versuchten Betrugs, räuberischer Erpressung und qualifizierter Sachbeschädigung. Im Fall der damaligen Todesdrohungen gegenüber der gestalkten Frau und ihrer Familie wird er wegen versuchter Nötigung schuldig gesprochen. Ahmet legt Rekurs ein und geht bis vors Bundesgericht, doch dieses bestätigt das Urteil. Im Mai 2019 wird er zu einer Freiheitsstrafe von zwei Jahren und elfeinhalb Monaten verurteilt, davon muss er zwölf Monate in Haft absitzen.

Fulyas nahes Umfeld weiss von der Verurteilung. «Irgendetwas Krummes mit Geld hat er gemacht», sagt die Nachbarin Moni. Und die Eltern: «Es war wegen Betrug.» Dass Ahmet in der Vergangenheit schon einmal Gewalt gegenüber einer anderen Frau angewandt hat, sogar einmal ein Kontakt- und Rayonverbot erhielt, wissen sie nicht. Unklar ist, ob Fulya damals selbst weiss, für welche Delikte ihr Ehemann verurteilt wird.

Er bedroht sie aus dem Gefängnis heraus

Ende September 2020 tritt Ahmet seine Gefängnisstrafe an. Fulya geht es in den darauffolgenden Tagen schlecht. Sie leidet seit einem Jahr unter psychischen Problemen und konsumiert regelmässig Marihuana. Sie leidet unter Halluzinationen. Dann bricht sie zusammen. Zehn Tage muss sie stationär in der Psychiatrischen Universitätsklinik behandelt werden. Die Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde schaltet sich ein und platziert die zwei Kinder in einem Heim. Als Fulya



Nachbarin Moni hatte nahen Kontakt zu Fulya. Mehrmals schritt sie ein, wenn sie die Eheleute heftig streiten hörte.

© SRF

aus der PUK entlassen wird, fühlt sie sich zum ersten Mal seit langer Zeit erleichtert. Ahmet ist weg, die Kinder vor ihm und vielleicht auch vor ihr an einem geschützten Ort untergebracht.

«Als Ahmet im Gefängnis war, blühte Fulya auf. Da merkte man, dass sie ja eigentlich eine fröhliche Frau ist.» Moni sitzt zwischen farbigen Kissen auf ihrem Sofa, in ihren Händen einen längst kalt gewordenen Tee, die nackten Füsse wippen auf dem Parkett. In Gedanken versunken schaut sie aus dem Fenster. «Fulyas Wunsch war, eine Arbeit zu finden, auf eigenen Beinen zu stehen und die Kinder zurückzuholen.»

Sie sei viel im Gemeinschaftszentrum gewesen. Dort nimmt man sie als aufgestellt wahr, vorlaut, manchmal provozierend, um auszutesten, wo die Grenzen des Gegenübers liegen. Sie interessiert sich für feministische Themen, wird als Kämpfernatur beschrieben. Während der Pandemie will sie helfen, erledigt Einkäufe für ältere Menschen.

Du demonstrierst am Frauenstreik in Zürich, bist eine offene und fordernde Frau. Manchmal überfordernd. Bekommst du nun endlich eine Vorstellung davon, wie dein Leben in der Schweiz sein könnte?



Das Bändliquartier nimmt Abschied von einer Frau, die hier niemand wirklich gekannt hat.

© SRF



Nachbarin Moni auf dem Friedhof.

© SRF



Fulya Demirs Grab auf dem Muslimgrabfeld auf dem Friedhof Witikon.

© watson

Im Frühling 2021 lernt Fulya einen anderen Mann kennen. Auch er ist aus der Türkei und lebt seit längerer Zeit in der Schweiz. Weder die Nachbarin noch Fulyas Familie wissen viel über ihn. Fulya habe ihn versteckt, sagt Moni. Aber: «Ich habe sie noch nie so glücklich gesehen.» Die neu gewonnene Freiheit gibt Fulya Mut, den Schritt zu tun, den sie schon so lange tun will: Sich von Ahmet zu trennen. Dieser bedroht sie aus dem Gefängnis. Fulya zeigt ihn an. Die Zürcher Staatsanwaltschaft leitet aufgrund dieser Drohung ein Verfahren gegen Ahmet ein. Er wird zudem vom offenen in den geschlossenen Vollzug versetzt.

Nach Verbüssen seiner Haftstrafe, wird er am 25. September 2021 in Freiheit entlassen. 18 Tage bevor er Fulya mutmasslich tötet.

Bei den Demirs in Iskenderun werden die Teegläser erneut aufgefüllt. Der Vater Cemal tischt Baklava auf. Selbstgemacht, sagt er. Er habe früher als Bäcker gearbeitet. Unter dem Foto der lächelnden Fulya klappern Löffelchen gegen Gläser, werden klebrige Mundwinkel mit Servietten abgetupft. Als Ahmet im Gefängnis war, hätten sie ihrer Tochter angeboten, zurück in die Türkei zu kommen, sagt die Mutter Kezban. «Wir hätten das Apartment neben uns für sie mieten können. Sie hätte hier mit den Kindern einziehen können.» Doch Fulya habe abgelehnt. Funda, die Schwester mit den traurigen Augen, sagt: «Sie mochte die Türkei nicht, ihr gefiel die Mentalität der Leute nicht.» Und sie hatte schon als Kind und auch später, das wird immer klarer, ihren dicken Kopf, mit dem sie gegen alle Widerstände versuchte, durch die Wand zu gehen. Um sich ihren eigenen Weg zu pflügen.

Wo Ahmet nach der Haft wohnt, ist unklar. Das Paar ist inzwischen offiziell getrennt. Ein Gericht hat verfügt, dass er aufgrund des Scheidungsverfahrens die eheliche Wohnung in Altstetten nicht betreten darf. Zudem ist das Verfahren wegen Drohung gegenüber Fulya weiterhin hängig. Im Gefängnis hat Ahmet trainiert. Er hat abgenommen und sieht sichtlich schlanker aus. Auf Facebook präsentiert er sich im Tanktop, mit nach hinten gekämmten Haaren und strahlendem Lächeln. Seinen Beziehungsstatus stellt er auf «Single». Doch der Schein des selbstsicheren Auftritts trägt. Innerlich muss er in Rage sein. Er will seine Frau zurück. Das sagt er auch den Eltern von Fulya und gelobt, er werde für sie und seine Kinder kämpfen.

Der Handlungsspielraum der Polizei

Am Samstagabend, 9. Oktober, fährt Ahmet ins Bändliquartier. Fulyas Wohnung befindet sich im Erdgeschoss. Alle Rollläden sind heruntergelassen. Laut Erzählungen stellt sich Ahmet unter dem Schlafzimmerfenster auf einen Stuhl und drückt den schweren Storen hoch, bis sich dieser durchbiegt und aus der seitlichen Fassung springt. Er schaut ins Zimmer und entdeckt offenbar: Fulya mit ihrem neuen Freund. Fulya ruft die Polizei. Als diese vor Ort eintrifft, ist Ahmet verschwunden. Die Polizei spricht ein Kontakt- und Rayonverbot gegen Ahmet aus.

Selbst in Kreisen, die der Staatsgewalt gegenüber kritisch eingestellt sind, anerkennt man, dass die Polizei Drohungen im Kontext von häuslicher Gewalt inzwischen sehr ernst nimmt. In der Schweiz rückt sie vierzig Mal am Tag wegen häuslicher Gewalt aus. Allein im Kanton Zürich täglich siebzehn Mal. Opferberaterin Salome Gloor sagt: «Früher galt, wer Gewalt erlebt, muss selbst Schutz suchen. Heute hat die Polizei verschiedene Möglichkeiten, Massnahmen gegen den Täter zu verhängen.»

Die einschneidendste ist die Inhaftierung einer Person bis zu 48 Stunden. Voraussetzung dafür ist, dass von der Person eine unmittelbare und grosse Gefahr ausgeht, Flucht- oder Verdunkelungsgefahr besteht. Die Haft kann gegebenenfalls verlängert werden. Diese Massnahme sei aber nicht immer geeignet, sagt Gloor. Meistens suche man nach einer Alternative, die am besten ist für das Opfer und für den Täter.

Das Kontakt- und Rayonverbot werde am häufigsten ausgesprochen. «Dies ist eine deeskalierende Massnahme, welche die Polizei sofort verfügen kann. Wir bei der Opferhilfe unterstützen dann die Frauen, wenn sie dies wollen, eine Verlängerung des Verbotes bis zu drei Monaten zu erreichen.» In der Regel zeige das eine Wirkung, sagt Gloor. «Die Massnahme ist eine scharfe Warnung an den Täter. Sollte er das Verbot brechen, droht ihm eine hohe Busse oder gar eine Gefängnisstrafe.»

Ob die Polizei Ahmets Gefahrenpotenzial unterschätzt hat und schärfere Massnahmen angezeigt gewesen wären, lässt sich schwer feststellen. Die Stadtpolizei Zürich schreibt auf Anfrage: «Aufgrund der vorhandenen Informationen, des Verhaltens, der Aussagen und der Kooperationsbereitschaft des Tatverdächtigen mit den Behörden sowie aufgrund der

gesetzlichen Vorgaben war es nach dem Vorfall vom 9. Oktober 2021 nicht möglich, weiterreichende Massnahmen als das Kontakt- und Rayonverbot auszusprechen. Leider ist es trotzdem zu dieser schlimmen Tat gekommen.» Weitere Fragen wollen aufgrund des laufenden Verfahrens weder Polizei noch Staatsanwaltschaft beantworten.

Der Todesengel ist aus dem Gefängnis

Am Dienstag, 12. Oktober, einen Tag vor der Tat, trifft Moni Fulya vor dem Haus an der Bushaltestelle. Die Nachbarin hat den Polizeieinsatz am Wochenende mitbekommen und sorgt sich. «Fulya sagte mir: Moni, ich hab ihn jetzt zweimal bei der Polizei gemeldet. Warum machen sie nicht mehr? Warum hilft man mir nicht?» Was sie Moni nicht erzählt, ist, dass ihr angeboten wurde, vorübergehend in einem Frauenhaus unterzukommen. Das sagen gut unterrichtete Quellen. Doch Fulya will nicht. Sie ruft ihre Mutter an und sagt: «Mama, mein Azrael, mein Todesengel, ist aus dem Gefängnis. Er will mich umbringen.»

Auf dem Friedhof in Witikon in Zürich liegt eine dünne Schneeschicht. Monis Schuhe sind nicht rutschfest. Vorsichtig setzt sie einen Schritt vor den anderen. Sie folgt dem Weg, der auf eine höhere Ebene führt, bis sie vor einem grossen, länglichen Kiesplatz steht, das Muslimgrabfeld, nach Mekka ausgerichtet. Moni kommt zum ersten Mal hierher. «Mir kommt es vor, als ob ich gerade noch mit ihr an der Bushaltestelle stand und sprach. Das bricht mir das Herz.»

Ein Tag nach dieser zufälligen Begegnung ist Fulya tot. Mutmasslich erstochen vom eigenen Ehemann, vor der eigenen Haustüre. Ahmet stellt sich Stunden später schwer verletzt auf einer Regionalwache. Er wird ins Spital gebracht und sitzt seither in Haft. Am Tatort erinnern Kerzen und Zeichnungen der Kinder an das grausame Verbrechen. Auf einer bunten Postkarte steht: «Liebe Mami, ich hab dich sehr vermisst. Du bist ein sehr tolles Mami. Du bist mega schön.»

Fulya, du hattest es nicht in der Hand, über die Tat deines Mannes zu entscheiden. Er war es, der über dich, dein Leben und deinen Tod bestimmte. Und doch quält deine Eltern, deine Schwester, deine Nachbarn und Freundinnen die Frage: Was wäre gewesen, wenn? Du ins Frauenhaus gegangen wärst? Ahmet in Haft genommen worden wäre? Du bei deinem Freund untergekommen wärst?

Die Ohnmacht der Mutter, die müden Augen des Vaters, die Tränen der Schwester – nichts in der Welt kann ihren Schmerz wiedergutmachen, über ihren Verlust hinwegtrösten. Sie fragen sich, wie dieser Tod hätte verhindert werden können. Wer versagt hat. Wen die Schuld trifft.

Fragen, auf die es keine Antworten gibt. Die Opferberaterin Gloor sagt, natürlich sei es wichtig, hinzuschauen und sich zu fragen, ob Fehler passiert sind und was besser gemacht werden muss. Da gelte es, ehrlich und selbstkritisch zu sein. «Die traurige Wahrheit ist leider, dass sich solche Tragödien nicht zu hundert Prozent verhindern lassen.» Ob eine Frau ins Frauenhaus komme oder nicht, ein Täter eingesperrt werde oder nicht: «Die Schaffung von mehr und schärferen Gesetzen allein wird die Situation nicht lösen und Gewaltdelikte verhindern.»

Für Gloor ist wichtig: «Jeder Femizid ist einer zu viel. Um solche Taten zu verhindern, müsse viel früher angesetzt werden. Schon bei den Kindern in der Schule, bei der Gesellschaft und in der Politik. «Das Kernthema ist die soziale Ungleichheit und die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben. Wo dies nicht möglich ist, kann das zu destruktiven Bewältigungsstrategien führen – wie Gewalt und Tötung schlimmstenfalls.»

Frieren unter dem Schnee

Monis Augen suchen entlang der eingravierten Namen auf den Holztafeln. Sichtlich angespannt, die Hände um eine Kerze verkrampft, schreitet sie die Gräber ab und bleibt dann stehen. Unter dem Schnee ruht Fulyas Körper in trauriger Einsamkeit. Vor der unauffälligen

Grabtafel liegt eine Basterei mit ihrem Namen in farbigen Buchstaben aufgeklebt. Weiter nichts. Moni legt eine weisse Rose auf den Schnee, zündet die Grabkerze an und stellt sie auf das Grab. «Was mir am meisten leid tut, sind die Kinder. Wie sagt man einem Kind: Dein Papi hat dein Mami umgebracht?»

Es dämmt in Iskenderun. Wie ein rosafarbenes Tuch umhüllt das Abendlicht die Gipfel des Nurgebirges am Horizont. Bei der Familie Demir wird Geschirr weggetragen, abermals das Tischtuch gewechselt, Stühle gerückt. Die Schwester Funda kuschelt sich an die Schulter ihres Mannes Engin. Seit eineinhalb Jahren sind sie verheiratet. Als sie mit ihm zusammenkam, habe ihr Fulya gesagt: «Schau, dass du immer auf deinen eigenen Beinen stehst. Erlaube niemandem, dich zu unterdrücken.» Sie riet ihrer kleinen Schwester, was sie für sich selbst nicht hatte erkämpfen können.

Die Mutter sieht aus, als wäre ihrem Körper jegliche Kraft entwichen. Die Ärzte sagen, der Krebs sei zurück. Deswegen konnte sie nicht einmal zu Fulyas Beerdigung in die Schweiz reisen. Bekümmert schaut sie auf das Foto von dem leeren, schneebedeckten Grab. Dann bricht sie in klagendes Weinen aus. «Bestimmt ist ihr dort fürchterlich kalt.»

Halt gibt der Familie ihre Religion. Eine der zentralsten Glaubensinhalte der Aleviten ist die Vorstellung der Gleichheit aller Menschen. Das hilft Fulyas Vater Cemal, keine Rachegefühle gegenüber Ahmet zu hegen. «Die Schweizer Gesetze werden dafür sorgen, dass er die Strafe erhält, die er verdient hat. Würde ich ihm den Tod wünschen, so wäre ich nicht anders als er selbst.»

Ahmet sitzt bis zum Prozess in einem Gefängnis in Zürich. Bei einer Verurteilung wegen Mord oder Totschlag droht ihm der Landesverweis. Es gilt die Unschuldsvermutung.

** Name geändert.*

Den

Newcomer-Preis 2023

gewinnt

Matthias Venetz

für seinen Artikel

Die fünfzehn leeren Kinderzimmer von Lommel-Kolonie

erschienen im Walliser Bote am 12. März 2022

Zürich, 9. Mai 2023

Die Jury:



Hannes Britschgi



Lisa Feldmann



Nina Jecker



Christina Neuhaus



Paula Scheidt



Hansi Voigt



Stefan von Bergen

Preisträger



Matthias Venetz

Matthias Venetz, 26, ist im Wallis geboren und aufgewachsen. Nach der Matura studierte er Geschichte und Germanistik an der Universität Freiburg i. Üe. Parallel zum Studium stieg er im Sommer 2020 beim «Walliser Bote» in den Journalismus ein. Zunächst als Praktikant mit häufigen Wochenendeinsätzen. Ab Januar 2022 schliesslich als Redaktor. Seit September desselben Jahres Volontär bei der «NZZ».

Hier können Sie den Artikel hören:



Laudatio

Laudatio auf Matthias Venetz
von *Paula Scheidt*

Es gibt Texte, die bringen alles in mir zum Einstürzen. So ein Text ist «Die 15 leeren Kinderbetten von Lommel-Kolonie», geschrieben von Matthias Venetz. Ich beweine als Leserin die plötzlich ausgelöschten Leben junger Menschen. Ich beweine die Gnadenlosigkeit des Zufalls. Und ich weine auch, weil es mich zutiefst rührt, wie die Hinterbliebenen sich langsam aus dem schwarzen Loch der Sinnlosigkeit herausarbeiten, jede und jeder auf seine Weise. Aus der Gemeinde Lommel allein sind 15 Kinder gestorben, bei einem schrecklichen Carunfall im Siderstunnel im Wallis. Sie waren auf der Heimfahrt vom Skilager. Für viele waren es die ersten Ferien ohne Eltern. Der Car prallte frontal in eine Notfallnische. Warum, ist bis heute ungeklärt. Zehn Jahre ist das jetzt her.

Oft erliegen wir im Tagesjournalismus der Gefahr, das grosse Ganze aus den Augen zu verlieren. Rückblickend fällt es dann schwer, Ereignisse in die richtige Abfolge zu bringen, sie in den historischen Kontext einzuordnen. Matthias Venetz aber gelingt genau das. Dieser Text wurde auf den 10-jährigen Jahrestag des furchtbaren Unfalls hin geschrieben und veröffentlicht. Der Autor hat frühzeitig zu recherchieren begonnen und ist bis in die belgische Kleinstadt Lommel gereist, um herauszufinden, wie es den Hinterbliebenen heute geht. Für eine Lokalzeitung wie den Walliser Boten ist das ein erheblicher Aufwand. Umgesetzt hat Matthias Venetz seine Idee mit grosser Sorgfalt und Feingefühl. Ein traumatisches Ereignis war der Unfall nicht nur für diejenigen, die im Car überlebt haben. Unfallhelfer im Wallis, Nachbarinnen in Lommel, sie alle hat dieses Ereignis geprägt.

Der Text liefert eine emotionale Bestandsaufnahme zehn Jahre später. Und er ist eine Mahnung, dass so etwas nie wieder passieren darf. Weil das natürlich niemand garantieren kann, lernt man immerhin, wie ein heilsamer Umgang mit dem Schlimmsten aussehen kann.

Matthias Venetz erzählt in eleganter, leiser Sprache. Er hält sich als Autor zurück, verzichtet auf grosse Gesten, gibt seine Worte her für die Differenzierung der Gedanken und Schattierungen der Gefühle anderer. Er stellt die richtigen Fragen. Und die Menschen in Lommel öffnen sich ihm auf ganz erstaunliche Weise. Das ist die grosse Leistung dieses Textes. Man lernt über das singuläre Ereignis hinaus vieles. Über den Umgang mit Traumata, das Zusammenleben in einem Dorf. Über Erinnerungskultur. Matthias Venetz ist ein grossartiger Text gelungen. Ich gratuliere ihm ganz herzlich!

Die leeren Kinderbetten von Lommel: Wie eine belgische Stadt das Busunglück von Siders verarbeitet

Erschienen am 12. März 2022

Vor zehn Jahren ereignete sich im Siderstunnel der schwerste Verkehrsunfall in der Geschichte des Wallis. 17 der Opfer stammten aus einem kleinen Quartier. Was macht das mit einer Stadt?

Von Matthias Venetz

Lommel, langes O und stummes E, 34 000 Einwohner, liegt im Nordosten von Belgien. Das Tourismusbüro im schmucken Stadtzentrum wirbt mit einem Naturreservat, Spazierfahrten mit dem Velo an den Industriekanälen, einem Glasmuseum. Doch der Grund, warum jeder in Belgien Lommel kennt, ist ein anderer.

Am Abend des 13. März 2012 verunglückte ein voll besetzter belgischer Reisebus im Autobahntunnel von Siders. Zwei Schulklassen waren auf dem Rückweg von ihrem Skilager im Bergdorf St-Luc im Val d'Anniviers im Unterwallis. Der Bus prallte frontal in eine Wand einer Nothaltenische am Anfang des Tunnels, wurde zerdrückt, zerstört.

28 Menschen starben, darunter 22 Kinder. Es war eines der schlimmsten Unglücke in der Geschichte der Schweiz.

Der damalige belgische Premierminister reiste ins Wallis. Belgien rief die Staatstrauer aus. Die Medien überboten sich in der Berichterstattung. 17 der 28 Verstorbenen lebten in Lommel. Es waren 15 Kinder, ein Lehrer und eine Schulsekretärin, alle aus derselben Grundschule im Ortsteil Lommel-Kolonie.

Kolonie, das sind ein halbes Dutzend Strassen mit Backsteinhäusern, eine Kirche, ein Pommes-frites-Imbiss, eine Tankstelle, viele Velowege. Sonst ist wenig los.

Das Busunglück von Siders riss die Siedlung Kolonie aus dem Alltag. Die Trauer schuf eine sonderbare Distanz, die Dorfgemeinschaft wurde in zwei Gruppen gespalten: Familien von Überlebenden und Familien von Verstorbenen. Wie verarbeitet ein kleiner Ort eine solch grosse Tragödie? Und wie lange dauert es, bis man wieder miteinander spricht?

Der Verlust der Überlebenden

Janne Drossart, 22 Jahre alt, hat das Unglück überlebt. Im Alter von 12 Jahren hat sie ihren Freund, ihren Lieblingslehrer und einige ihrer besten Freunde auf einen Schlag verloren. Sie hat mehrere Jahre gebraucht, um auf die Frage, wie es ihr gehe, mit «Es geht mir gut» zu antworten.

«Ich habe mich schuldig gefühlt», sagt Drossart. Sie habe sich gefragt, warum gerade sie überlebte, aber nicht die Freundin, die im Bus direkt neben ihr sass. Oder die Freundin vor ihr. Oder die Freundin hinter ihr.

Beim Unfall brach sich Drossart die Knöchel an beiden Füßen, sie hatte eine Kopfwunde und litt lange an den Folgen einer schweren Gehirnerschütterung. Jahrelang musste sie jede körperliche Anstrengung vermeiden. Sie hörte mit dem Ballett auf. Auch weil ihre Tanzpartnerinnen plötzlich fehlten.

Manchmal fragt sich Janne Drossart, was aus ihren Freunden geworden wäre. Ihr Freund war ein talentierter Handballspieler. Hätte er es zum Profi gebracht? Auf der Grundschule lernte Janne gemeinsam mit einer Freundin Latein. Sie ist gestorben. Würde sie heute mit ihr an der Universität Vorlesungen zu Vergil und Cicero besuchen?

Drossart studiert heute in Leuven, einer Stadt, die eine Stunde von Lommel entfernt ist. An diesem Tag Anfang März steht Janne Drossart vor ihrer ehemaligen Schule «t Stekske» in Lommel-Kolonie. «Stekske», das sind im Flämischen Streichhölzer. Früher wurden sie aus Bäumen der Region hergestellt. Stekske bedeutet im flämischen Dialekt aber auch: sicherer, geborgener Hort.

Für Janne Drossart, die ein Einzelkind ist, war die Schule in Kolonie immer ein sicherer, geborgener Hort. Ihre Mutter ist hier Lehrerin. Die 22-Jährige sagt: «Meine Klassenkameraden und mein Lehrer waren für mich eine Familie.»

Nun stehen auf dem Platz vor der Schule 15 metallene «Stekske». Sie erinnern an die 15 Kinder aus Kolonie, die im Wallis starben. An den Enden der «Stekske» sind kleine Streichholzköpfe aus Glas angebracht. Sie enthalten persönliche Gegenstände oder Briefe

an die Verstorbenen. Das Glas schützt die Erinnerungen vor Wind und Kälte.

Nirgends versteht man diese Symbolik besser als in Lommel. Die Stadt war lange ein Zentrum der Glasindustrie. Neben den «Stekske» sind sieben elektrische Lichter in den Boden eingelassen. Sieben Lichter für sieben Überlebende aus Lommel. Eines steht für Janne Drossart.

Wenn es Nacht wird, beleuchten die Lichter die fünfzehn «Stekske». Drossart sagt: «Es gibt Menschen, die Dinge hinter sich lassen möchten. Ich respektiere das, aber es ist nicht meine Art, zu trauern. In den zehn Tagen in St-Luc haben meine Freunde und ich die Zeit unseres Lebens verbracht. Ich möchte mich erinnern.»

Sie will die Erinnerungen nicht löschen

Als Janne Drossart damals im Spital lag, verlangte sie ihr Tagebuch und ihre Kamera. Sie wollte alles festhalten. Als sie nach Hause kam, gestaltete sie Powerpoint-Präsentationen mit Bildern aus dem Skilager. Drossart trennt den Unfall und die Zeit davor strikt voneinander. Sie findet, der Unfall dürfe die schönen Erinnerungen nicht auslöschen.

Sie denkt gern daran zurück, wie ihre Klasse in St-Luc gemeinsam hinauf zum Hotel Weisshorn wanderte. Sie erinnert sich sehr genau an die Aussicht von dort oben. Und vor allem: Sie denkt gern an den letzten Abend. An diesem Abend tanzte Janne Drossart zum ersten Mal mit ihrem Freund. Sie weiss noch, wie sie sich mit ihren Freundinnen hübsch machte, wie sie sich schminkten und ihre schönsten Kleider anzogen.

Dann fällt ihr ein, dass sie alle Pantoffeln zu den schönen Kleidern trugen, denn jedes Kind durfte nur ein paar Winterschuhe mitnehmen. Der Platz für Gepäck war begrenzt. Janne Drossart muss lächeln. Für sie und ihre Freunde war es die erste Reise ohne ihre Eltern. «Die Tage im Skilager, das sind wunderschöne Erinnerungen. Die verstorbenen Kinder können ihren Eltern nicht mehr davon erzählen. Deshalb möchte ich das tun.»

Doch dieses Erzählen, das Teilen, das war lange Zeit schwierig in Lommel. Nach dem Unglück wurden die Menschen vorsichtig.



Das Mahnmal des Busunglücks steht direkt vor der Grundschule «'t Stekske».

© Lynn Hertogs



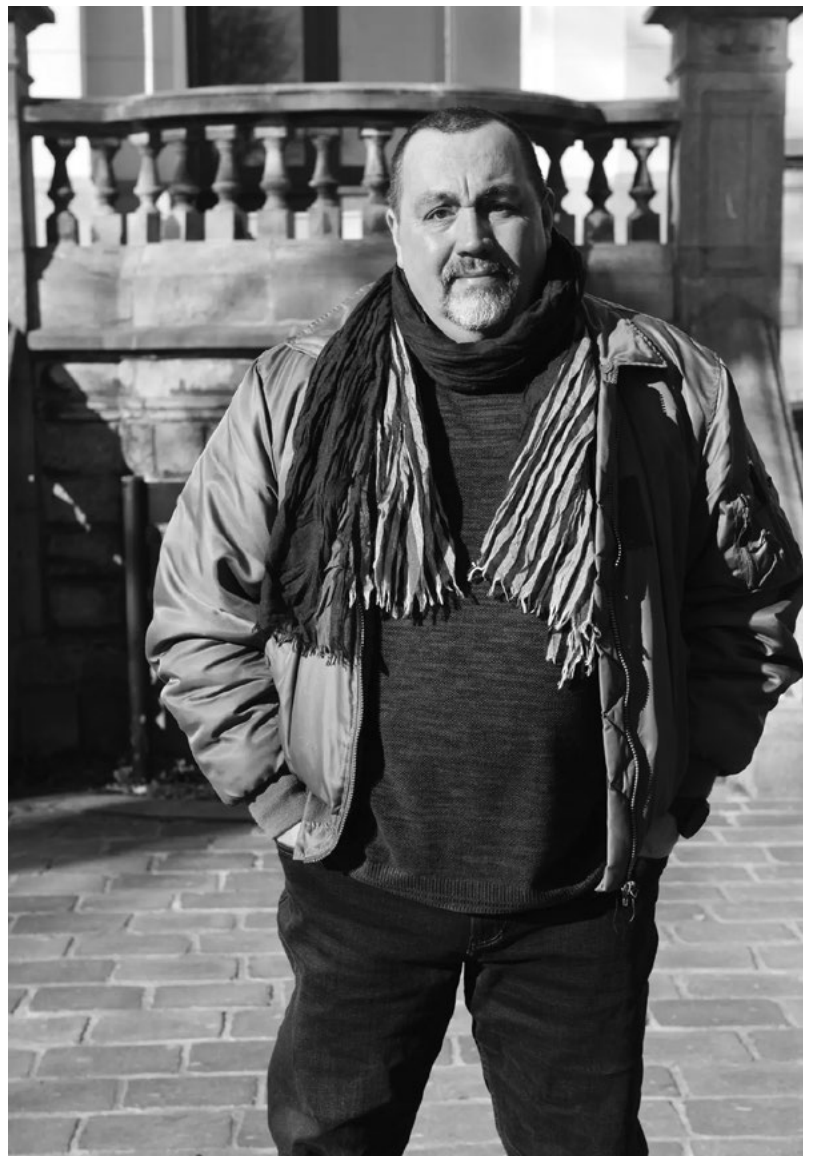
Katrien De Ruyscher will mit ihrer Fernsehserie dem Schmerz entgegenhalten.

© Lynn Hertogs



Janne Drossart hat überlebt und möchte von ihren Freunden erzählen.

© Guy de Locht



Traumapsychologe Erik de Soir wollte mit seinem Fachwissen helfen.

© Guy de Locht

Viele Einwohner und Einwohnerinnen trauern alleine. Sie wollten die Eltern der Verstorbenen und sich selbst schützen. Sie fürchteten, den Schmerz der Eltern noch zu verstärken, wenn man zu viel über das Thema reden würde. Und so entstand in Lommel-Kolonie ein anhaltendes Schweigen. So erzählen es viele Leute.

Trauerarbeit in einer Fernsehserie

Die belgische Schauspielerin und Produzentin Katrien De Ruyscher, 43 Jahre alt, wollte helfen. Sie wollte dem Schmerz und der Einsamkeit entgegenhalten. Deshalb hat sie eine sechsteilige Fernsehserie produziert, in der Überlebende und Hinterbliebene vom Leben der Verstorbenen erzählen. Und auch über die eigene Trauer sprechen. Die Serie wurde in den vergangenen Wochen im flämischen Fernsehen VRT ausgestrahlt, fast alle in Lommel schauten sie an.

Katrien De Ruyscher war ein Jahr nach dem Busunglück nach Lommel-Kolonie gezogen. Es ist die Heimat ihres Mannes. Das Paar wollte nach mehreren Jahren in der Grossstadt Antwerpen näher an der Natur leben. Wenn De Ruyscher damals aus dem Fenster sah und auf ihre Strasse blickte, wusste sie, dass im Nachbarhaus ein Kind fehlte. Auch im nächsten Haus, auf der anderen Strassenseite, gleich um die Ecke fehlte ein Kind. Mehr als ein Dutzend leere Kinderzimmer gab es in Lommel-Kolonie. De Ruyscher sagt: «Menschen sind generell nicht gut darin, über Trauer und Verlust zu sprechen.»

In Lommel-Kolonie wog die Trauer schwer. Wie schwer, das merkte Katrien De Ruyscher, als ihre Kinder auf die «Stekske» gingen, die örtliche Schule. De Ruyschers Kinder sassen in einer Klasse mit Kindern, die ihre Geschwister verloren hatten. Und einige dieser Kinder erzählten, dass ihre Familien nach dem Unfall aufhörten, Weihnachtsfeste und Geburtstage zu feiern.

Ein Jahr lang hat die Fernsehproduzentin mit Überlebenden und Hinterbliebenen gesprochen. Mit manchen auch vor der Kamera. Einmal, im Garten einer Familie, ist sie beinahe über einen kleinen Sandhügel gestolpert. «Vorsicht», rief die Mutter. Ihr verstorbener Sohn habe es geliebt, über diesen Hügel zu springen. Ein Vater sagte zu De Ruyscher, dass er vieles bereue. Er habe stets gearbeitet und kaum Zeit für sein Kind gehabt, deshalb

fühle er sich schuldig. Ein anderer Vater litt darunter, dass seine Erinnerung immer mehr verschwimme. Dass er sich kaum noch an die Stimme seines Kindes erinnern könne.

«Nichts endet wirklich»

Auch zehn Jahre nach dem Busunglück wohnen die meisten Hinterbliebenen noch in Lommel-Kolonie, viele Lehrpersonen unterrichten immer noch an der «Stekske». Wegziehen hiesse für die Hinterbliebenen auch, sich von den Gräbern ihrer Kinder zu entfernen. Niets gaat over – Nichts endet wirklich: Es ist der Titel der Fernsehserie. Und die Worte stehen auch auf der Friedhofsmauer von Lommel-Kolonie, direkt hinter den Gräbern der Verstorbenen des Busunfalls.

Auch Janne Drossart, die den Unfall überlebt hat, will bleiben. Sie möchte nach ihrem Studium eine Familie gründen und sich in Lommel niederlassen. Sollte sie irgendwann Kinder haben, will sie mit ihnen die Gräber ihrer Freunde besuchen. Sie möchte den Kindern von ihren Freunden erzählen.

Doch manches möchte auch Janne Drossart vergessen. Vor einiger Zeit, als sie im Bad sass, fiel in der Wohnung ihrer Eltern eine grosse Glaslampe zu Boden und zerschellte. Janne hörte es, erinnerte sich an das Geräusch von berstendem Glas im Bus. Und wurde von Heulkrämpfen übermannt. Eine halbe Stunde hat sie gezittert und geweint.

Nur ihr Hund konnte Drossart beruhigen. Sie hat ihn nach dem Unfall bekommen. Er heisst «Peanuts». Der Name ist eine Hommage an einen Lehrer, der im Siderstunnel ums Leben kam. Der Lehrer sagte stets: «Ach, das sind Peanuts, das schafft ihr schon.»

2015 besuchte Janne Drossart mit Angehörigen und anderen Überlebenden die Unglücksstelle im Tunnel: «Es war schön und schwer zugleich.» Sie und eine Freundin, die ebenfalls überlebte, hinterliessen an der Tunnelwand eine Botschaft für ihre verstorbenen Freunde.

Am vergangenen Sonntag wurde der Tunnel erneut für Überlebende und Hinterbliebene gesperrt. Es gab eine Trauerfeier beim Gerundensee in Siders, wo ein Mahnmal steht. Janne Drossart ist angereist. Erst war sie unsicher, ob sie hineingehen sollte. Schliesslich hat sie es getan und war froh darüber.

Nach dem Besuch des Unfallortes 2015 gab es in Siders ein Treffen mit den Hilfskräften

und Rettern von damals. Ein Mann kam auf Janne Drossart zu und fing sogleich an zu weinen. Er erkannte sie sofort, er war es, der sie damals gerettet hatte. Am zehnten Jahrestag hat sie ihn wiedergesehen. Sie sagt, es war ein glücklicher Moment und dass sie mit ihm in Kontakt bleiben möchte.

Zu wissen, wer das eigene Kind gerettet oder seine Leiche geborgen hat, sei für viele Eltern und Betroffene extrem wichtig, sagt Erik de Soir. De Soir lebt in der Gegend von Lommel, ist Traumapsychologe, diente in diesem Fachbereich in der belgischen Armee. Heute doziert er an verschiedenen Universitäten. Er war einer der Psychologen, die von Anfang an eng mit dem Busunglück in Siders verbunden waren.

Am Morgen nach dem Unfall erhielt er einen Anruf aus der Schule. Erik de Soir, 56-jährig, hat in Kriegsgebieten gearbeitet und zu Traumata geforscht, doch das Busunglück von Siders hatte für ihn eine völlig neue Dimension. Er kannte die Familien und einige der Kinder. «Wenn jemand trauert oder ein Trauma erlitten hat, betritt er ein Labyrinth», sagt de Soir.

Als Traumapsychologe möchte er den Menschen den Weg hinaus zeigen. Gehen müssten sie ihn selbst. Erik de Soir sagt: «Es tut mir weh, wenn ich sehe, wie einige Eltern heute noch leiden, und ich weiss, dass ich ihnen nicht helfen konnte.» Der Trauerprozess sei bei den Menschen in Lommel-Kolonie sehr unterschiedlich verlaufen, sagt de Soir. Manche hätten einen neuen Lebenssinn entdeckt, andere hielten viel unter Verschluss. Und einige hätten vermutlich noch gar nicht richtig mit dem Trauern begonnen.

Es gibt in Lommel-Kolonie heute Eltern, die Vorträge zur Verarbeitung ihres Verlusts halten. Manche schreiben Bücher, einige engagieren sich in der Trauerbegleitung. Von wiederum anderen ist nichts zu vernehmen. Im Deutschen gebe es das Wort durcharbeiten, sagt de Soir. Er meint damit Konfrontation mit dem Verlust. Auf die Konfrontation folge eine Phase des Haderns mit dem eigenen Schicksal. Bis man es schliesslich annehme. De Soir sagt, es bleibe ein zyklischer Prozess, denn völlig hinter sich lassen könne man das Unglück von Siders nicht.

Dann nennt de Soir ein weiteres Wort, dieses Mal ein flämisches: verwerken. Es bedeutet, dass jemand den Verlust lieber Menschen ummünzen kann und aus dieser Erfahrung Kraft



An der Friedhofsmauer mahnt ein Spruch, die Todesopfer nicht zu vergessen.

© Lynn Hertogs

zu schöpfen lernt. Zehn Jahre nach dem Busunglück ist das einigen Eltern gelungen. Ein Vater, der damals sein Kind verlor, erzählte dem Psychologen, dass er in bestimmten Momenten in der Natur die Anwesenheit seines Kindes spüre. De Soir sagt, das Kind sei für ihn zu einem spirituellen Begleiter geworden. Um an diesen Punkt zu gelangen, sei aber ein langer Trauerprozess notwendig.

Unfallhergang: ungeklärt

Erik de Soir hat in all den Jahren mit Eltern und Rettungskräften gesprochen. Er sagt, er kenne zu viele Details über den Unfallhergang. Sie belasten ihn. «Als Psychologe weiss ich: Bevor etwas heilen kann, muss man darüber sprechen.» Doch über diese Details will Erik de Soir mit niemandem reden.

Der genaue Unfallhergang des Busunglücks von Siders ist bis heute ungeklärt. 2016 veröffentlichte ein belgischer Journalist ein Buch, in dem er die These vertritt, dass sich der

Chauffeur das Leben nehmen wollte. Auch einige Eltern vertraten diese Theorie. Der Druck auf die Behörden stieg, und es wurde eine weitere Untersuchung eingeleitet.

Tatsächlich nahm der Chauffeur Antidepressiva ein und war zum Zeitpunkt des Unglücks dabei, das Medikament abzusetzen. Eine neuere Untersuchung konnte allerdings kein mutwilliges Verhalten des Chauffeurs nachweisen. Die Walliser Untersuchungsbehörden kamen zum Schluss, dass «Unaufmerksamkeit oder ein Schwächeanfall des Chauffeurs» am wahrscheinlichsten sind. Verbreitet war auch die Theorie, dass der Chauffeur die Notfallnische schlicht mit einer Fahrspur verwechselte. Und einspurte.

Und so bleibt die grosse Frage der Unfallursache ungeklärt. Auch Janne Drossart stellt sich diese Frage manchmal. «Aber brächte das meine Freunde zurück?» Wenn die Menschen in Lommel über Siders, das Unglück, die Trauer sprechen, verwenden viele Metaphern mit

Wunden. Es gebe Tage, an denen diese Wunden immer noch schmerzten. Aber es gebe auch andere Tage.

Katrien De Ruyscher hat nach der Ausstrahlung ihrer Serie nur positive Rückmeldungen erhalten. Besonders von den Eltern der verstorbenen Kinder. Erik de Soir forscht und doziert weiterhin über Traumata. Privat ist er mit dem Vater eines verstorbenen Kindes befreundet. Dieser wurde erneut Vater. Den Geburtstag dieses Kindes feiern sie auch nächstes Jahr gemeinsam. Erik de Soir ist sein Patenonkel.

Und Janne Drossart? Sie hat in ihrem Studentenzimmer in Leuven eine herzförmige Collage aufgehängt. Die Bilder zeigen ihre Freunde von damals und jene von heute. Ein Bild ihres damaligen Freundes hängt gleich neben ihrem jetzigen – sie hat einen neuen Freund. Und tanzt wieder Ballett.

Bisherige Preisträgerinnen und Preisträger

1981

Hugo Bütler, Peter Frey, Urs P. Gasche

1982

Caroline Ratz, Jonn Häberli, Wilfried Maurer,
Hans Moser, Edmund Ziegler

1983

Andreas Kohlschütter, Gisela Blau,
Gottlieb F. Höpli, Peter Meier

1984

Dieter Bachmann, Georg Gerster,
Anna-Christina Gabathuler

1985

Margrit Sprecher, Herbert Cerutti,
Arthur K. Vogel

1986

Markus Mäder, Verena Eggmann, Hans Caprez
Klaus Vieli, Benedikt Loderer

1987

Christian Speich, Jürg Frischknecht,
Martin Born

1988

Werner Catrina, Barbara Vonarburg,
Christoph Neidhart

1989

Beat Allenbach, Hansjörg Utz, Rolf Wespe
Alois Bischof, Niklaus Meienberg, Jürg Rohrer

1990

Ursula Binggeli, Colomba Feuerstein,
Urs Haldimann, Toni Lanzendörfer,
Josef Rennhard, Al Imfeld, Stefan Keller
Hedi Wyss, Hanspeter Bundi

1991

Peter Hufschmid, Christoph Keller,
Christina Karrer, Ernst Hunziker,
Guerino Mazzola, Isolde Schaad

1992

Hans Caprez, Christine Fivian-Isliker,
Erwin Koch, Patrik Landolt, Linus Reichlin,
Mix Weiss, Nadia Bindellam, Regula Heusser
(Swissair-Preis)

1993

Thomas Burla, Antonio Cortesi, Sepp Moser,
Kaspar Schnetzler, Walter Sturzenegger,
Barbara Suter, Edith Zweifel, Peter Pfrunder
(Swissair-Preis)

1994

Herbert Fischer, Peter Haffner, Stefan Keller,
Willi Wottreng, Brigitte Hürlimann (Swissair-
Preis), Giorgio von Arb (Swissair-Preis)

1995

Erwin Haas, Erwin Koch, Herbert Cerutti,
Regula Heusser-Markun, Richard Stoffel,
Martin Frischknecht (Swissair-Preis)

1996

Irène Dietschi, Lukas Lessing (Text),
Ute Mahler (Bild), Bernard Senn,
Ronald Sonderegger, Peer Teuwsen (Text),
Reto Klink (Bild), Peter Sidler (Text) (Swissair-
Preis), Daniel Schwartz (Bild) (Swissairpreis)

1997

Pia Horlacher, Thomas Meister, Bruno Ziauddin,
Finn Canonica (Swissair-Preis)

1998

Fredi Lerch, Christoph Keller,
Christoph Neidhart, Alfred Schlienger,
Peter Haffner (Swissair-Preis)

1999

Daniel Ganzfried, Brigitte Hürlimann,
Beat Kappeler, Bernhard Raos, Urs Rauber
Werner Lüdi (Swissair-Preis)

2000

Beat Kraushaar, Martin Meier, Irena Brezná,
Nicole Müller, Richard Reich, Miklós Gimes
(Swissair-Preis)

2001

Martin Beglinger, Alexej Djomin, Andri Bryner,
Lisbeth Herger, Rahel Stauber, Urs Rauber,
Oswald Iten (Swissair-Preis)

2002

Jürg Ramspeck (Gesamtwerk), Jürg Rohrer
(Alltag / Kleine Form), Arthur Rutishauser,
Patrik Landolt, Stephan Ramming,
Anna Schindler, Georg Seesslen, Ursula von Arx,
Peter Ackermann

- 2003
Margrit Sprecher (Gesamtwerk),
Daniel Germann (Alltag/Kleine Form),
Michael Marti, Bernhard Odehnal,
Cornelia Kazis, René Staubli
-
- 2004
NZZ Auslandredaktion (Gesamtwerk),
Daniele Muscionico (Alltag/Kleine Form),
Bruno Vanoni, Andreas Schürer,
Markus Schneider, Jean-Martin Büttner
-
- 2005
Manfred Papst (Alltag/Kleine Form),
Thomas Angeli, Daniel Benz, Rico Czerwinski,
Nico Renner, Meinrad Ballmer, Marco Zanchi
-
- 2006
Peter Baumgartner (Gesamtwerk),
René Brunner (Alltag/Kleine Form),
Peer Teuwsen, Karin Wenger,
Christoph Scheuring, Hansi Voigt,
Ursula Gabathuler
-
- 2007
Karl Lüönd (Gesamtwerk),
Charlotte Jacquemart, Daniel Hug,
Bruno Ziauddin, Christian Schmidt,
Gabrielle Kleinert, Marcel Hänggi
-
- 2008
Rainer Stadler (Gesamtwerk),
Constantin Seibt (Zeitung), Anja Jardine (Zeit-
schrift), Daniel Ryser (Nachwuchs)
-
- 2009
Bernard Imhasly (Gesamtwerk),
Catherine Boss, Martin Stoll, Karl Wild (Zeitung),
Roland Bingisser (Zeitschrift), Dinu Gautier
(Nachwuchs)
-
- 2010
Balz Bruppacher (Gesamtwerk),
Viktor Dammann (Zeitung), Mathias Ninck (Zeit-
schrift), Christian Kündig und Lukas Messmer
(Nachwuchs)
-
- 2011
Michael Meier (Gesamtwerk),
Dagmar Appelt, Katharina Baumann (Zeitung),
Otto Hostettler, Dominique Strebel (Zeitschrift),
Maurice Thiriet (Nachwuchs)
-
- 2012
Gion Mathias Cavelty (Zeitung),
Daniel Ammann (Zeitschrift), Julia Hofer
(Zeitschrift), Joel Bedetti (Nachwuchs)
-
- 2013
Köbi Gantenbein (Gesamtwerk),
Rico Czerwinski, Iwan Städler, Susi Stühlinger
-
- 2014
Frank A. Meyer (Gesamtwerk), Simone Rau,
Mark Dittli, Alex Baur
-
- 2015
Arnold Hottinger (Gesamtwerk), Andrea Jeska,
Christian Brönnimann, Manuel Bühlmann,
Oliver Wietlisbach
-
- 2016
Felix E. Müller (Gesamtwerk), Paula Scheidt,
Markus Häfliger, Thomas Preusse, Daniel Puntas
Bernet, Federico Franchini, Hannes Grassegger
-
- 2017
Rita Flubacher (Gesamtwerk),
Anja Jardine, Claudia Senn, Daniel Ryser
-
- 2018
Peter Studer (Gesamtwerk),
Barbara Klingbacher, Christian Keller,
Oliver Zihlmann, Catherine Boss,
Christian Brönnimann, Alexandre Haederli,
Julie Jeannet, Marie Parvex, Mario Stäuble,
Hannes von Wyl, William Stern (Newcomer)
-
- 2019
Klara Obermüller (Gesamtwerk),
Fabian Eberhard, Reto Schneider, Claudia Rey,
Kevin Brühlmann (Newcomer)
-
- 2020
Carole Koch, Boas Ruh, Thomas Schlittler,
Christian Zeier, Daniel Faulhaber (Newcomer)
-
- 2021
Hanspeter Guggenbühl (Gesamtwerk),
Christof Gertsch, Mikael Krogerus,
Christopher Gilb, Katharina Bracher,
Sacha Bathyany, Samuel Tanner (Newcomer)
-
- 2022
Roger Schwainski (Gesamtwerk),
Yves Demuth, Rebecca Wyss, Angelika Hardegger,
Finn Schlichenmaier (Newcomer)
-

Dank für Unterstützung und Spenden

Trägerschaft



Sponsoren



JTI
Goldsponsor

Spender

Folgende Firmen und Organisationen (gestaffelt nach Höhe der Beiträge) haben die Ausrichtung der diesjährigen Preisgelder verdankenswerterweise mit Spenden unterstützt:

Google

Graubündner Kantonalbank

UBS

Somedia

Bank Vontobel

F. Hoffmann–La Roche AG

Novartis International AG

Verband SCHWEIZER MEDIEN

WOZ Die Wochenzeitung

Zürcher Kantonalbank

Zürcher Presseverein

Dr. Björn Johansson

Wir danken der Druckerei Robert Hürlimann AG, Zürich, für den Druck dieser Broschüre.

Auch in diesem Jahr hat Alexandra Kamp die prämierten Texte eingesprochen. Kamp ist Ensemblemitglied an den Hamburger Kammer-spielen.

Impressum

Herausgeberin

Stiftung Zürcher Journalistenpreis
Limmatwiesenstrasse 2A
8955 Oetwil an der Limmat
044 750 29 68
info@zh-journalistenpreis.ch
www.zh-journalistenpreis.ch

Bankverbindung

UBS AG
8098 Zürich
IBAN CH44 0023 0230 2082 4140 J

Redaktion

Stiftung Zürcher Journalistenpreis

Satz und Druck

Druckerei Robert Hürlimann AG, Zürich



Die Schweizer Auszeichnung
für Medienschaffende

Stiftung Zürcher Journalistenpreis
Limmatwiesenstrasse 2A
8955 Oetwil an der Limmat
044 750 29 68
info@zh-journalistenpreis.ch
www.zh-journalistenpreis.ch